

2. 8. 1926

Ostdeutsche Monatshefte

Sta
che
Elbi

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

1. Jahrg.

August 1926

Heft 5

Sonderausgabe:
Sinnland



Pfuhle

Verlag: Georg Stilke, Berlin NW 1

Preis: 1.25 Goldmark, für Danzig 1.60 Danziger Gulden
für Poln. Oberschlesien 1.75 Goldfranken

4

Louis Schröder

Danzig, Große Schmachergasse Nr. 3

Telefon 1658

(gegenüber Potrlus & Fuchs)

Telefon 1658

Kunsthandlung

571]

Große Auswahl in

Ölgemälden / Radierungen

gerahmten und ungerahmten Bildern / Stilgerechte Einrahmungen

Glashandlung / Bau- und Kunstglaserei

===== Ausführung sämtlicher Glaserarbeiten =====



Standard

Phoenix

der

deutsche

Tennis-Turnier-Ball

Harburger Gummiwaren-Fabrik

Phoenix A.G.

Harburg-Elbe

[561

Ostdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und der „Deutschen
Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen“

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

7. Jahrg.

August 1926

Nr. 5

Einführung

Von Johannes Wehquist

Der Strom, der nach Finnland reisenden Ausländer wächst von Jahr zu Jahr. Europa hat Finnland entdeckt. Der Zug nach dem Norden regt sich, in Deutschland wenigstens, schon lange mächtig. Und wer die finnische Landschaft kennt, versteht diesen Drang des durch den Rhythmus der Großstadt ermüdeten Europäers. Dort winkt Stille und Einsamkeit, eine Einsamkeit, die so groß und tief ist, daß selbst die modernen Verkehrsmittel sie kaum zu durchbrechen vermögen. Und mit der Stille winkt dort Gleichgewicht und innere Einkehr.

Die finnische Landschaft hat nichts Sensationelles an sich. Im Gegenteil: sie ist von einer sich wiederholenden Gleichartigkeit, die eintönig wirkt. Wasser, Wald, Granit, bald das eine, bald das andere überwiegend. Aber trotz ihrer Eintönigkeit ist diese Landschaft von einer eindringlichen Beredsamkeit, sie klingt wie der monotone Singsang einer unendlichen, aber schönen Melodie, die in einem immer wiederkehrenden Wechsel von unzähligen Nuancen der Wehmut sich nicht erschöpfen zu können scheint. Freilich kann diese Landschaft auch lachen, wenn im Sommermittag ihre Gewässer schäumen oder ein sonniger Hochwintertag ihre Schneewehen in blendenden Kristallen blitzen läßt. Aber ihr Grundton ist Ernst, Würde und träumende Milde.

Doch nicht allein um die Seen, deren Zahl tatsächlich noch immer nicht endgültig festgestellt ist, oder die Wälder oder Katarakte oder granitgetürmten Felsen zu schauen, reißt der gebildete Europäer ins finnische Land. Er weiß auch, daß dort oben eine eigenartige, ihm noch unbekannte Kultur gedeiht, ein in seinem innersten Wesen für ihn noch unerforschtes Volk um sein Fort- und Höherkommen arbeitet und sogar einzelne Denkmäler aus der Vergangenheit sein historisches Interesse anziehen.

Die Kultur Finnlands ist im wesentlichen als eine Rezeption der germanisch-skandinavischen Kultur zu bezeichnen. Aber es handelt sich nicht um eine bloße Uebernahme, Wiederholung oder Nachahmung. Wie das Volk, das diesen östlichen Granitschild Fennoskandias bewohnt, sich in Charakter, Sitten und Lebensführung von



Typische finnische Landschaft im Herzen des Landes
(Punkaharju)

den skandinavischen Völkern unterscheidet, so trägt auch die von ihm geschaffene Kultur, bei aller Verwandtschaft mit derjenigen Skandinaviens, ein eigenes, selbständiges Gepräge.

Siebenhundert Jahre lang befand sich der größte Teil des Landgebietes, das heute den Namen Finnland trägt, im Besitz Schwedens, aber nicht unbedeutende östliche Teile haben Jahrhunderte hindurch auch unter russischer Herrschaft gestanden, und ein ansehnlicher Teil der fast gänzlich von finnischen Kareliern bewohnten

östlichsten Gebiete gehört noch heutigen Tages zu Rußland. Es spricht für die starke Eigenart dieses Volkes, daß es trotzdem von russischen Einflüssen vollkommen unberührt geblieben ist. Ebenso ist auch die schwedische Sprache, trotzdem sie bis vor wenigen Jahrzehnten in der Oberschicht des Volkes so gut wie das einzige Verständigungsmittel war, nie in die Masse des finnisch sprechenden Volkes eingedrungen. Aber nicht nur diese annähernd drei Millionen betragende finnische Mehrzahl des Volkes steht als ein in seiner Eigenart völlig selbständiges Volk den skandinavischen Völkern



Ansicht vom Saimajee bei Savitaipale

gegenüber, auch die vierhunderttausend schwedisch sprechenden Bewohner der Süd- und Südwestküste Finnlands unterscheiden sich von ihren schwedischen Sprachgenossen westlich vom Bottnischen Meer an Charakter und Wesensart oft in weit höherem Grade als von ihren finnisch sprechenden Volksgenossen in der gemeinsamen Heimat.

Man hört von einem Sprachenkampf in Finnland. Gewiß gab es einen solchen; vor einigen Jahrzehnten erfüllte und färbte er das gesamte politische Denken, und auch heute noch erdröhnen hier und da die Kriegsdrommeten einzelner Sanatiker. Aber die Einsicht hat letzten Endes gesiegt, daß vaterländisches Gefühl sich nicht unbedingt mit sprachlicher Alleinherrschaft identifizieren läßt, und in vernünftiger Anerkennung nicht wegzudisputierender Tatsachen statuiert das Verfassungsgezet vom 17. Juli 1919 in seinem

§ 14: „Finnisch und Schwedisch sind die Nationalsprachen der Republik.“

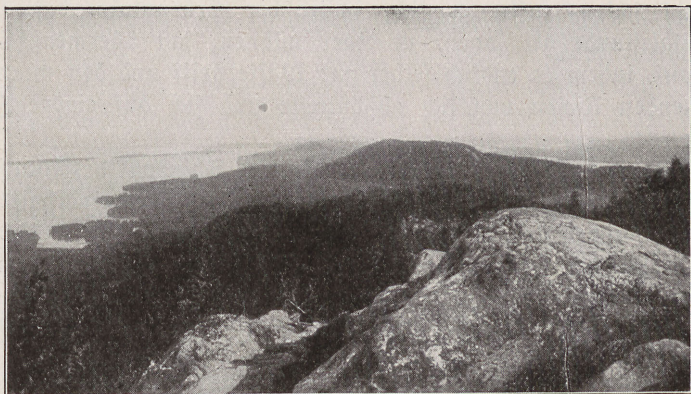
Wenn auch solchermaßen die mit den schwedischen Eroberern hinübergetragene Sprache sich bei weitem nicht die Masse des Volkes



Landschaft aus dem Seengebiet des Saimaa bei Kuopio

untertan zu machen vermochte, so verhielt es sich ganz anders mit dem eigentlichen skandinavischen Kulturgut, vor allem Religion, Rechtsauffassung und Staatsordnung. Die Rezeption dieser geistigen Güter durch das finnische Volk erfolgte mit so verständnisvollem Ernst und solcher Gründlichkeit, daß sie, einmal zum Besitz dieses charakterzähen Volkes geworden, sich zu einem politisch-kulturellen Bollwerk auswuchsen, an dem der Ansturm einer verhältnismäßig

so unterlegenen Kultur wie der russischen, trotz aller numerischen Ueberlegenheit zerschellen mußte. Dieser siegreiche Widerstand gegen die Russifizierung ist umso bemerkenswerter, als er einerseits



Aussicht von Koli, Nordost-Finnland

nicht nur von einem waffenlosen Volk nur in Gestalt eines Rechtskampfes geleistet werden mußte, andererseits aber auch von einem Volk, dessen Kraft und Energie durch die jahrhundertelangen



Das mittelalterliche Schloß in Åbo an der Mündung des Aura

Kämpfe, die auf seinem Boden zwischen dem russischen und dem schwedischen Reich ausgefochten wurden, und durch die daraus folgenden schweren Opfer an Gut und Blut einer ungeheuren Belastungsprobe ausgesetzt worden waren.

Die schwerste und höchste Aufgabe ward ihm aber noch für das letzte Ende seiner Leidensbahn aufgespart: als es, durch den gradezu infernalischen Druck des russischen Gewaltsystems scheinbar zermürbt, während des Weltkriegs am Rande der Verzweiflung angelangt schien, raffte es sich, in rascher Erkenntnis, daß seine Schicksalsstunde geschlagen, zu einer kühnen, fast übermenschlichen Tat auf, indem es endlich selber zur Waffe griff und den nunmehr wankenden Riesen von sich abschüttelte und sich auf eigene Füße stellte.

Dies war ein schmerzvoller und blutiger Schlußakt des finnischen Freiheitsdramas. Denn mit dem alten historischen Todfeind hatte sich ein ansehnlicher Teil der eigenen Stammesgenossen verbündet, durch den Wahn verblindet, das bolschewistische Paradies einführen zu können. Daß dieses Unheil in der kurzen Zeit von wenigen Monaten abgewandt werden konnte, verdankt das finnische Volk der raschen deutschen Hilfe. Seit jenen Winter- und Frühlingsmonaten des Jahres 1918 hat Deutschland nirgends in der Welt so aufrichtige, so glühende und so treue Freunde wie die Finnländer. Das in seiner schlichten Größe wunderbar schöne Ehrendenkmal, das Finnland über dem Grab der für seine Freiheit gefallenen deutschen Kämpfer mitten in der finnischen Hauptstadt errichtet hat, ist zugleich ein Denkmal unverbrüchlicher Liebe und Freundschaft. Sie zu pflegen und aufrechtzuerhalten sei der Wunsch eines jeden ehrlichen Anhängers von Frieden und Kultur.

Komm mit mir . . .

Von Eino Leino

Uebersetzung aus dem Finnischen von Johannes Dehquiff

Komm mit mir in den goldenen Hain,
wir spielen mit den Syringen!
Wir spüren den Wind am duftenden Rain
und die schimmernde Erde klingen.

Die Wiesen glänzen in Tau und in Licht,
und die Wellen des Baches singen;
und am Ufer spinnt das Vergißmeinnicht
seine seidenen BlütenSchlingen.

Dort feiern wir Feste der Seligkeit
mit Rosen und Schmetterlingen,
bis wir Himmel und Erde und Sorge und Leid
in Nacht und Vergessenheit zwingen.

Sinnlicher Sommer

Ein Tagebuch von Frank Thieß

Eines Tages, nahezu plötzlich, entschieße ich mich, nach Sinnland zu reisen, ohne daß ich mir ausreichende Rechenschaft für diese Reise zu geben vermag. Ich weiß, daß es den Gepflogenheiten ordentlicher Leute widerspricht, eine Reise anzutreten, ohne wenigstens vorher den Bädeker studiert zu haben, eine Reise anzutreten, wie man einen Ausflug unternimmt: es ist schönes Wetter, also los, nehmen wir Stock und Hut und wandern wir. Um mich vor ihnen zu entschuldigen und nicht gar zu sehr einem Windbeutel und Hans Dampf zu gleichen, will ich gestehen, daß ich beispielsweise nach Indien oder Mexiko nicht so en passant gereift wäre.

Gut, warum aber dann nach Sinnland so studentenmäßig?

Weil Sinnland mich nicht mit einer alten geheimnisvollen Kultur, großen Bauten und Ausgrabungen, sondern mit seinen fünfunddreißigtausend und mehr Seen lockt. Mit seinen Wäldern, Inseln, Stromschnellen und Katarakten. Mit seinen blonden, schweigsamen Menschen, seinen hellen Nächten und Nordlichtern.

Um in eine alte Kultur zu reisen, bedarf es wohl bedächtiger Vorbereitungen. Um in die Natur zu reisen, bedarf es nur eines offenen Sinns, eines klaren Auges.

So habe ich denn meinen Sinn aufgetan, alle Sorgen des Tages, alle Bücher, Briefe und Belastungen daheim verschlossen und bin losgefahren.

*

Eines Morgens trete ich aus meiner hübschen Kabine ins Freie und sehe Land. Das Schiff rauscht durchs blaue Wasser, kaum zwei Seemeilen vom Strand und Wald entfernt. Ich lehne mich über die Reling, dahersinnend, ob dies wohl schon der estnische Strand sein könnte, den ich selbst einmal besungen habe.

Ja, es ist Estland. Dort ist der Glint, dort der tiefe, tiefe baltische Wald und dort jene Spizen, über denen Rauch steht, Reval.

Diese Stadt hat man das nordische Venedig genannt, um die Pracht ihrer Silhouette zu bezeichnen. Nun wird mir erneut die Verkehrtheit jeder vergleichsweisen Benennung klar. Die „sächsishe Schweiz“, das „nordische Venedig“, und wie diese Projektionen von Ansichtspostkarten-Schönheiten auf Reisenneuheiten alle heißen. Natürlich verdirbt auch dieser Vergleich Revals Eigenart. Nein, Venedig ist es nicht. Und darin liegt seine Schönheit, daß es nicht den opalenen Glanz dieser halb orientalischen Dogenstadt, sondern die gotische Herbhheit und Größe nordischen Geistes hat. So sehe ich das Wesen

des Nordischen, sofern ich es im Bilde suche, zuerst in Revals Stadtbild wunderbar deutlich werden. Nordische Stadt — das ist die Stadt, bei der das sinnliche Moment zugunsten des Geistigen und Religiösen bis auf ein Mögliches reduziert ist. Wohl stehen noch Mauern und Türme, doch sie alle deuten schon über sich hinaus in ein Uebermaterielles, dem sie dienen.

Venedig glänzt im Lichte der Paläste, im Prunk eines weltlichen Reichtums von berauschender Sinnlichkeit und Diesseitsfreude. Reval steigt terrassenförmig empor in das helle, ätherische Blau nördlicher Zone. Kathedrale, Dom und der spitze Finger des St. Olai, alles weist nach oben, entsinntlicht die Materie und gibt das Zeichen zum Aufblick. Venedig zeigt den südlichen Geist der Kunst diesseitigen Lebens. Reval den nördlichen Geist der Sehnsucht nach Ueberwindung des Diesseitigen.

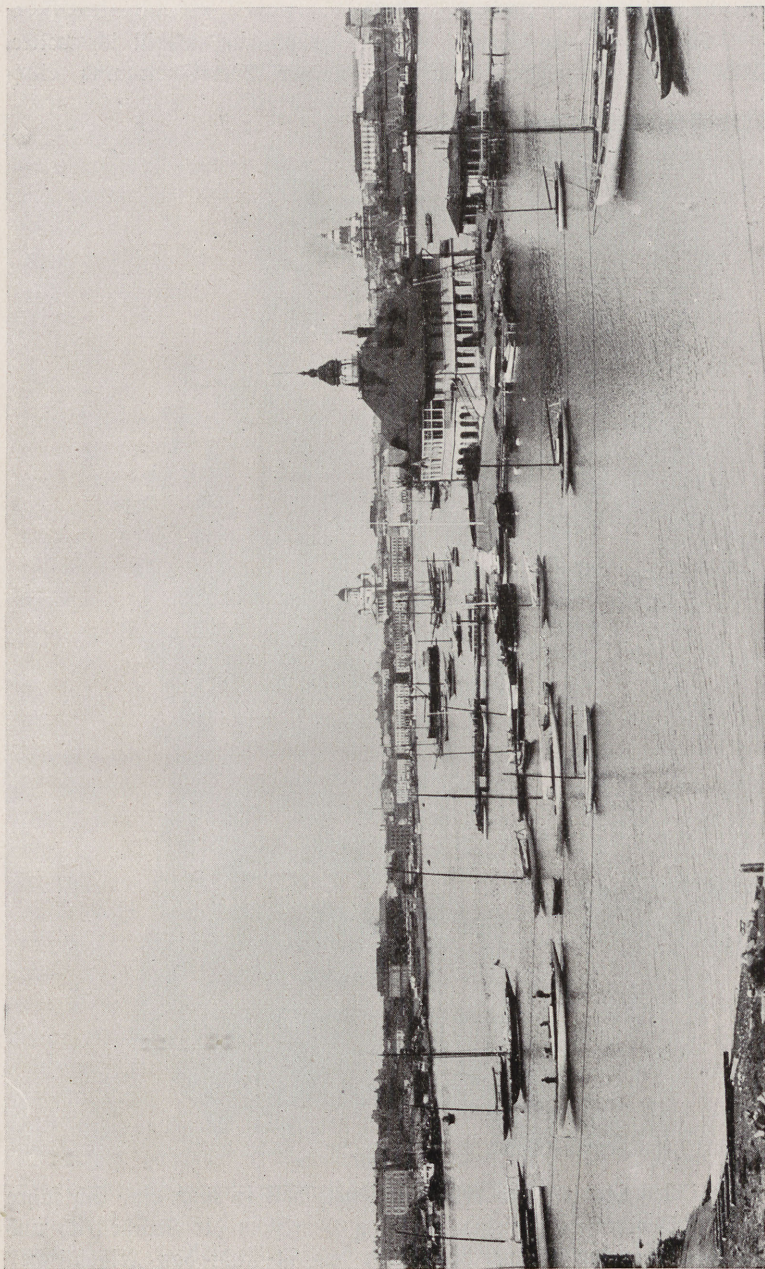
*

Dieser Gedanke verläßt mich nicht einmal beim Anblick der Stadt Helsingfors. Die Flachheit der roten Holzhäuser, das lichte Grün der Schären, Farblosigkeit der Straßen, alles entspringt der geringen Bewertung des öffentlichen Lebens, der „Piazza“. Die Stadt ist für acht Monate Winter gebaut, da bedarf es nicht der Pracht einer glänzenden Außenseite, deren Betrachtung zur Voraussetzung hat, daß man stets und gern draußen ist. Dennoch ist der Finnländer alles andere als ein Stubenhocker. Er ist nicht vergeblich in eine herrliche Natur von unvergleichlicher Eigenart gesetzt. Er tritt aus seinem Hause — und Meer und Wald, Inseln und rauschende Tiefe des ewiggrünen Tannengehölzes nimmt ihn auf.

So setzt sich sogar das Leben des Helsingforsers gleich in Land und Natur um. Es gibt nicht buntes Gewimmel auf Märkten und in Schenken, sondern alle Straßen führen ans blaue Wasser der Ostsee oder gen Djurgården hinauf, wo du von einer hölzernen Brücke dem Versinken der roten Sonne zuschauen kannst.

Und alle sitzen auf Steinen schweigsam herum und schauen zu. Kinder mit sauberen Körbchen oder Schachteln, in denen duftende Erdbeeren liegen, laufen nacktfüßig über den bemoosten Boden und bieten dir ihre frischen Früchte an.

Hier ist das nordische Element nicht mehr gotisch wie in Reval. Die Stadt begehrt in ihrer Silhouette nicht mehr die eigene Materie vertikal ins Raumlose aufzulösen, sondern sie verschmilzt horizontal mit der großen Natur. Helsingfors ist nur gerade soviel Stadt als nötig ist, um Handel, Industrie und Regierungsgeschäfte in Ordnung zu halten. Darüber hinaus begehrt sie nicht mehr Stadt zu sein,

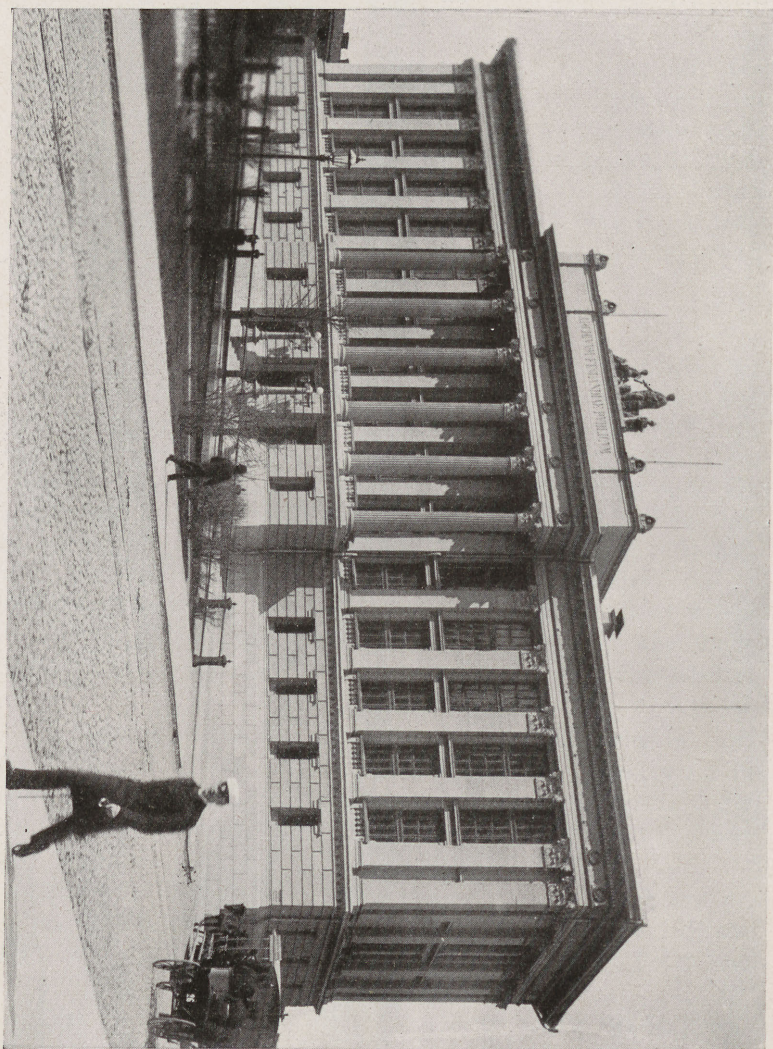


Der südliche Hafen von Helsingfors

sondern will wieder zurück in das Element, aus dem sie entstiegen, aus dem sie erbaut: Meer und Wald.

So bin ich also wirklich dorthin gekommen, wohin ich wollte. Um dies aufzunehmen bedarf es keiner historischen und ethn-

Helsingfors, Staatsarchiv



mologischen Studien. Es dringt frei und hell in mich ein. Ich fahre zwar mit einer der flinken, billigen Droschken die Straßen ab und entdecke manches Schöne, doch alles das ist nicht das „eigentliche“ Helsingfors. Das eigentliche Helsingfors ist das Verschwimmen der

Grenze von Stadt und Land, diese Stunde, in der die Geschäfte schließen, auf der Promenade zwei Musikkapellen spielen, und die Menschen hinauswandern unter den blassen nordischen Himmel, aufs Meer schauen, der Sonne nachblicken, baden oder auf kleinen Dampfzügen zu den Schären fahren.

Ich tue dasselbe, und siehe, es ist wunderbar beruhigend. Eine große Einfachheit und Stille quillt aus diesem belanglosen Tun. Ich denke mit Grausen an das künstliche Leben unserer großen Städte, und fühle, daß, ob wir auch tausendmal mit dem „Fortschritt“ gehen, der Sinn auf Seite dieser schweigsamen Menschen ist.

*

Die Tage gehen dahin, dies ist ein träges Leben, was ich da fühle. Ich fahre in den kleinen Droschken — einem Erbteil der russischen Tschowtschiki — hierhin und dorthin, ich speise in einem finnischen Hotel so vorzüglich, daß ich den Wunsch habe, es möchte nie anders werden. Ich habe die Schären besucht, die Umgebung bewandert, alles gefällt mir, es ist anspruchslos, natürlich, nie künstlich gesteigert, nie aus seiner Natur gelöst.

Eines Tages finde ich eine Einladung von Professor Eliel Saarinen in meinem Hotel, ihn in seinem Waldschloß in Hvitträsk zu besuchen. Nichts kommt meinem Beharrungsvermögen gelegener. Beginnt doch die Hitze nachgerade unerträglich zu werden, ohne durch die trostlosen Simonaden dieses „trockenen“ Landes gekühlt zu sein. Ich stelle mit einer gewissen Betroffenheit fest, daß ich den Alkohol entbehre. Merkwürdig. In Deutschland ist er mir höchst gleichgültig und es vergehen oft Wochen, ohne daß ich einen Tropfen Wein oder Bier trinke. Hier bin ich kaum zehn Tage, da rufe ich nach ihm. Vermutlich, weil er verboten ist. Die Freunde der Trockenlegung in Deutschland sollten dieses psychologische Moment nicht unterschätzen: verbietet man einem Volk zu viel, macht man es aufässig, die Achtung vor dem Gesetz — in unseren Tagen ohnehin nicht groß — lockert sich, und das Verbotene wird mit dem Ersehnten eins.

Doch um vom Alkohol wieder zu Saarinen zu kommen, so lockt es mich wirklich, diesen Mann kennenzulernen, dessen Bahnhofsbau, einen der schönsten in Europa, ich täglich vor meinem Fenster sehe, mit dessen großartigem Städtebauprojekt ich vertraut bin, dessen Name in zwei Weltteilen Berühmtheit erlangt hat. Außerdem habe ich einen Anlaß gefunden, ins Land aufzubrechen. Diese Tatenlosigkeit mußte endlich aufhören.

Eine kleine Bahnstation Bobäck, ein ländliches Dogcart, der mich durch sanftes Hügel land nach Hvitträsk fährt, Pferdegeruch, Tannenwald, Eichhäkchen, Acker und Weiden. . . Ja, dies ist Land.

Ich begreife nicht, daß ich es solange in der Stadt habe aushalten können. Am Ende ordnet sich die Natur zu parkartigem Gebilde, und aus gepflegten Anlagen wächst Saarinen's hölzernes Schloß, ein Bau, der sich ohne Zwang aus dem Felsgelände des Seeufers über gewaltige Tannen hinauf ins Blau erhebt. Erneut wird mir eine Hauptaufgabe der Architektur klar: nicht aus einer vorgefaßten Idee, sondern aus Material und Umgebung heraus das Werk zu entwickeln. Hier breitet sich ein einsamer, silberner See, felsig-drohend ansteigendes Ufer und dann Wald, Wald, nichts als dunkelgrüne Tiefe. Wie natürlich, hierher ein Blockhaus zu bauen, doch eines, das nicht von der Natur erdrückt wird, sondern sie unauffällig krönt und in seiner Fassade fortsetzt.

Eliel Saarinen, Finnlands größter Baumeister, ist, wie so viele bedeutende Männer aus ärmeren Ländern, von Amerika herübergeholt worden. Dort konnte man ihm Aufgaben stellen, die seine Heimat in diesem Ausmaß nicht zu finanzieren vermöchte. In Detroit baut er im Auftrage eines echt amerikanischen Mäcens eine gewaltige Kunstakademie mit dazugehörigen Wohnhäusern für viele Hunderte von Studenten. Die Skizzen überraschen durch die unvergleichliche Mischung von Grazie und Monumentalität, jene Fähigkeit, aus dem Wesen unserer Zeit einen Stil zu entwickeln, der nicht vom Barock borgt und nicht von Aegypten abschreibt, nicht in Anbetung des Maschinellen stecken bleibt, und nicht in falschen Gefühlen schwelgt. Vielmehr entwickelt Saarinen seinen Baustil aus den seelischen Dispositionen unseres Jahrhunderts selbst. Wagt eine großgesehene Synthese aus den wesentlichsten Zügen unserer Zeit, aus Nüchternheit, Technik, Großzügigkeit und dunkler Sehnsucht, wagt sie und findet den Ausdruck ohne zu klügeln und zu tüfteln.

Diese Synthese sehe ich in allem, was aus seiner Werkstatt wächst. Ich sehe sie in seinem Aeußeren, einer unaufdringlichen Eleganz bei unbestreitbar hochgeistigen Zügen, ich sehe sie in seiner Lebensführung: ein wenig amerikanisiert mit Verwendung aller Bequemlichkeiten der neuen Welt, doch nie dem Boden entwurzelt, aus dem er stammt. Seine erste Bedingung der Uebernahme dieser neuen Aufgabe war, daß man ihm viele Kilometer abseits Detroit tief im Walde eine Villa hinbaute. „Denn ohne Einsamkeit kann ich nicht arbeiten.“

Abends gehen wir am See spazieren, der ganz in Wald und Stille gebettet ist. Ein wunderbarer, buchtenreicher, schimmernder See. Wir setzen uns auf eine Holzbank, hören das leise Glucksen der Wellen an die Steine, und schauen zu, wie die Sonne sinkt. Ein Boot nähert sich, seine Kinder winken herüber und rudern mit

langsamen Schlägen mitten hinein in das Gelb des verglimmenden Tageslichtes.

*

Ich bin wieder in Helsingfors, doch nur, um die Koffer zu packen und Hangö aufzusuchen. Man sagte mir, ich sollte nach Hangö fahren. Dies wäre ein ausgezeichnete Rat für jemand anders gewesen. Ich würde beispielsweise auch nicht nach Garmisch reisen, obgleich viele Menschen dort sehr glücklich sind.

Auch in Hangö sind viele Menschen glücklich, es ist das Modebad von Finnland, hat ein großes Kasino, Promenaden und musikalische Extravergnügungen. Merkwürdigerweise haben alle, die ich in Hangö traf, auf das „langweilige Nest“ geschimpft, haben behauptet, es sei „zum Auswachsen“ und sind doch dageblieben und reisen wahrscheinlich sogar jedes Jahr wieder dorthin. Immerhin haben sie hier Möglichkeit, Engländerinnen und Schwedinnen in leichtem Flirtbedürfnis nachzustreichen, am Meeresufer ihre modischen Badeanzüge spazieren zu tragen und im Kasino zu tanzen. Auch ist ein herrlicher, felsiger Naturpark dort. In hellen Sommernächten wird er gern „frequentiert“, und der steife Ton, welcher am Strande gesucht ist, verliert hier seine Gültigkeit.

Ich denke nicht zu gern an Hangö zurück. Doch wenn ich der Hinreise gedenke, fällt aller Mißmut zusammen. Nachts um eins fuhr ich von Helsingfors mit dem Dampfer ab —, nach knapp einer Stunde befand ich mich schon im Zustande lieblicher Verzauberung.

Eine helle, windstille, nordische Sommernacht. Ein blankgeputzter, bequemer Dampfer, ringsum aus der silbernen Flut violette Schären auftauchend und verschwindend, der Eindruck ist so stark, daß ich in diesem Augenblick alle venezianischen Nächte, alle Farbenglut Siziliens für die große mondbeglänzte Ruhe des Nordens gebe. Man will nicht schlafen, man läßt sich vom magischen Lichte dieses Halbdunkels berieseln, und fühlt das Wehen des nächtlichen Meers, dies leise Rauschen um Bug und Heck, diese sanft aufquellenden Winde wie zauberische Frauenhände über die Haut tasten.

Die Mondichel sinkt, die Sterne überglitzern den Raum. Schon graut es östlich, doch noch immer scheint ein Leuchten der untergegangenen Sonne in der Natur zu hängen. Tag und Nacht, Abend und Morgen paaren sich zu seltsamem Gebilde. Die Farben mischen sich auf himmlischer Palette, und man ist Zeuge, wie ein geisterhaftes Gemälde über Himmel, Wasser und Inseln ausgebreitet wird.

Mittags hält der Dampfer im Hangöer Hafen, darin täglich einige tausend Tonnen Butter verfrachtet werden sollen. Er gehört zu den Sehenswürdigkeiten dieses Ortes, den ich mit der Unruhe

eines Verbannten kreuz und quer durchstreife. Ich bin festgenagelt in diesem Bade. Ich erwarte meine deutsche Post hier. (Und die Post kommt nicht.)



Am der Meeresküste bei Fango

Nun, was tut man so den ganzen lieben, langen, heißen Sommer-
tag? Man trinkt Viehwasser und Zitronsoda, wandert zu der
hübschen kleinen Schäre, wo das „Café Afrika“ liegt, guckt ins

Wasser, spuckt ins Wasser, zieht sich aus, und blickt solange in den blauen Himmel, bis die Zeitvorstellung verlorengeht. Indessen kommt sie leider wieder. Man erhebt sich, man schaut den Badenden zu. Sie treiben ein lahmes Wesen, sind geschminkt und fashionable. Auf ein leichtes Husch-Husch planschen sie ins Wasser, flirten und finden meine kleine Badehose unworschriftsmäßig. Ich weiß nicht, warum sie ihnen zu klein ist, schließlich ist es eine deutsche Sporthose, ich finde sie hübsch.

Mit einem Bariton aus Köln und einer jungen deutschen Frau suchen wir in grundsätzlicher Opposition kärgliche Befriedigung. Wir bringen die matten Gefühle der Badegäste dadurch vorübergehend in Wallung, daß wir unser Boot kentern lassen und angeblich ertrinken. Schließlich tun wir ein Uebriges und boren — Köln-Berlin —, womit wir endgültig die Barbarei unseres Deutschtums beweisen, obwohl Helge Lindberg lachend den Ringrichter macht, was den Hangöern zu denken geben sollte. Denn sie schätzen ihren Lindberg, der vor Hangö eine große Schäre besitzt, und wissen es ihm zu danken, daß er am folgenden Abend in einem Wohltätigkeitskonzert mit der überwältigenden Geistigkeit seines Ausdrucksvermögens finnische, russische und deutsche Lieder sang. Ein herrlicher Abend. Nie habe ich seine Stimme so groß, sein Können so überlegen gefunden.

*

Lassen wir fernere Reisebeschreibungen, indem wir die Güte der finnischen Schlafwagen, die vorbildliche Reichhaltigkeit, Sauberkeit und Schmachhaftigkeit der finnischen Küche, zumal, wenn sie sich auf kleinen Stationen appetitlich an langen, weißen Letten präsentiert, die Liebenswürdigkeit des Finnländers — weniger des Schwedo-Finnen — loben. Es ist mehr Freundliches über Menschen und Dinge in Finnland zu sagen, als ein kurzes Tagebuch hergibt. Will ich mich aber erinnern, warum ich in dieses Land aufbrach, so war es wohl der Grund, um dessentwillen ich Hangö verließ. Ich suchte finnische Landschaft. In Hangö fand ich eine Variation auf Misdroon, doch im Osten, im Süden, im Norden — überall quoll mir der Atem dieses weiten, einsamen, fruchtbaren Landes entgegen. Die Städte waren nicht mehr das Herz des Ganzen, dessen Blut in sie und durch sie strömte, sondern höchstens Nester in einem Baume, tief hineingebettet in die Natur selbst, der sie nichts entzogen, die sie höchstens zusammenfaßten zu freundlicher Gemeinschaft.

So wird der Besuch in Wiborg nichts Städtisches schlechthin, sondern ein bißchen historische Reminiszenz, ein bißchen Kunstgeschichte, ein bißchen Promenade mit immerwährendem Blick aufs Meer. Ich schlendere umher, komme zum inneren Hafen und

stehe plötzlich wie gebannt vor einem Bauwerk, dessen Wucht mich mit Säusten packt: das Wiborger Schloß.

Die weiße, ohne Erker und Vorsprünge vom Turmdach fünfzig Meter tief hinabsaufende Mauer, diese breit und herrisch gequadrerten Flächen, diese Staffelung der Gruppen, das ist von einer Einfachheit, die erschüttert. Hier ist ein Symbol nordischer Sage,



Olofsborg bei Nyslott (Savonlinna)

nordischer Historie erhalten, denn um das kalte Gemäuer, dessen Spiegelbild der blaue Sund zitternd wiedergibt, steht es wie unsichtbarer Blutatem. Ich begreife, was unseren jungen Bauten, selbst den bedeutendsten, fehlen muß: die odische Atmosphäre, jenes fast geheimnisvolle, nur spürbare Zittern ums Gestein, das erst die Jahrhunderte erschaffen können.

*

Eines Abends bin ich in Sortavala. Ich spüre den Atem der russischen Nachbarschaft. Ohne dieses durchaus finnisch saubere

Städtchen beleidigen zu wollen — das russische Profil wird sichtbar. Endlos lange, gedehnte, horizontale Straßen, melancholische Hügel, Kirche, Kathedrale, niedrige Holzhäuser. Ich atme etwas von russischer Breite. Die Lebensader der Ostsee ist durch die Weite eines Sees von unwahrscheinlicher Größe ersetzt, das Handelsgeschäft ist auf Holz und Schmuggel alkoholischer Getränke beschränkt. Kein bewegtes Hinüber und Herüber von Waren mehr, drohend und launisch bestimmt die nahe Nachbarschaft Sowjetrußlands die Handelsmöglichkeiten, und der Atem des eisigen Ladoga die zerfließende Weite des Ortes.

Gleichwohl — im Vergleich belangloser äußerer Ähnlichkeiten, stoße ich auf die ungeheuren inneren Verschiedenheiten dieser zwei Staaten. In Finnland: eine Deutschland übertreffende Präzision des Verkehrs, höchste Ordnung, Klarheit und Sicherheit des öffentlichen Lebens. Drüben, wenige Kilometer weiter unter gleichem Himmel, am gleichen See, der mystische Schlamm eines brodelnden chaotischen Staatswesens, dessen Schicksal es ist, vielleicht noch Jahrhunderte lang seine Form zu suchen.

Es regnet, was es regnen kann. Der Ladogasee ist unwirsch, umhüllt schäumend und gischtend seine felsigen Ufer und Inseln mit dichtem Dunst. Ich lande in Valamo, spüre die Notwendigkeit, den unerhörten Eindruck zu begreifen, dieses jahrtausendalte Kloster als Stätte uralter Tradition so schnell wie möglich zu erfassen. Da habe ich den Unsinn mit den Worten „so schnell wie möglich“ erfaßt. Das Kind einer zeitsparenden Zivilisation dringt in den zeitlosen Bezirk einer Kultur ein. Es geschieht, was geschehen muß: kein Geheimnis entschleierte sich. Das große Werk bleibt stumm. Ich lerne daraus, daß es heilige Orte gibt, die man nicht mit einem „Besuch“ beehren soll. Ich empfinde mich als Fremden vor dem mönchisch-ruhigen Leben dieser entrückten und gleichwohl schlauen Männer. Sie lächeln höflich, gütig zeigen sie die alten Gebäude, doch zwischen ihnen und mir ist ein leerer Raum, den ich nicht durchstoßen kann.

Kurz entschlossen steche ich mit meinem tanzenden Motorboot wieder in den stürmenden See hinein.

*

Am Imatra muß es einmal herrlich gewesen sein, als noch kein „Grand Hotel Cascade“ diese Schöpfung Gottes verwaltete. Welch ein Gedanke: man wäre damals durch die Wälder gestrichen und hätte plötzlich diese tobenden Wasser erblickt. Nun ist der Löwe, welcher einst frei in der großen Natur stand, eingefangen und gebändigt worden. Es ist ein Als-Ob-Löwe. Touristen photographieren ihn, Engländer und Deutsche auf Reisen lassen sich vom Baedeker

berichten, wieviel Pferdekkräfte diese Stromschnelle hat, und wieviel Liter Wasser sie in der Sekunde vorwärts schleudert.

Ich bin gegen bearbeitete Naturschönheiten. Der Imatra ist immer noch ein Ungeheuer von Riesengröße, doch weil er am Gängelbände der Reisepropaganda geführt wird, gehört er nicht nach Finnland, sondern nach Sachsen.

*

Aber Punkaharju gehört nach Finnland.

Ihr Götter, welch ein parnassisches Stück Natur! Ich dachte, Punkaharju, die berühmte Landenge, habe sich allmählich zu einem Dorfe, einer Siedlung oder gar einem Flecken ausgewachsen. Nichts da! Was finde ich? Einen Bahnhof in einem Garten, und um diesen Bahnhof Wald, Wald, Wald und unsäglich viel Wasser. Es ist soviel Wasser und Wald da, daß man nicht einmal die zwei weitab versteckten Hotels gewahr wird.

So etwas soll man erst einmal in der Welt suchen! Ein Bahnhof, der an der Einsamkeit erbaut ist. Ein Schnellzug, der an der Einsamkeit hält. Nein, dieses Land ist wirklich unvergleichlich, und das ist seine Besonderheit und die Besonderheit seiner Bewohner, daß sie auf die Idee kamen, dieses zu tun, was niemand getan hätte, nämlich von der Einsamkeit, an der die Schnellzüge halten, wirklich Händler, Häuser und Verkehr fortzuwinken. Der Zug dampft ab, und du kannst dich sofort, wie du da bist und stehst, auf die Erde legen und ein Luftbad nehmen.

Seliger Glanz von Buchten und Inseln, Seen, Wäldern, verschwiegenen Ufern. Unermeßliche Süße landschaftlichen Akkords pastellner Farben. Allein um dieses Punkaharju willen lohnt sich die Reise nach Finnland, freilich nur für den, der Einsamkeit sucht.

Ich streife unbeschwert von Verordnungen und Reisebureauratschlägen nach allen Richtungen durch die sonnige Welt. Bleibe liegen, stehe auf, bade, sonne mich, wandere weiter. Im „Staatshotellet“ stärkt mich zwischendurch ein gutes Essen, dann bin ich wieder allein auf der großen Erde. Niemand kommt, alles gehört mir, die Inseln, das dunkle glatte Wasser, der sonnedurchflochtene Wald und die Bucht, in der ich liege, und den weißen Wölkchen zuschaue. Ich kann tun und treiben was ich will, die Gendarmen sind ausgestorben, die Welt ist frei, ich bin ein König über unermeßlichen Schätzen.

*

In Savonlinna, dessen Olofsburg mir eine Stunde des Bestaunens abrang, habe ich einen zierlichen Dampfer bestiegen, besitze eine kleine Kabine, erhalte für wenig Geld ein vortreffliches Essen und schwimme auf dem Wasser. Das Wasser ist schwarz,

poliert, wie mit Ebenholzlack überzogen. Der halbbewölkte Himmel überbreitet es in sanfter Schwermut, und die großen Wälder gleiten langsam vorbei.



Die Landenge Punkaharju

Das ist Finnland. Ich spüre, daß ich ihm näher und näher komme, ich spüre das Geheimnis seiner Schönheit, es heißt: Ruhe der Natur. Keine unruhige, majestätisch getürmte, erregt gequaderte,

gesteigerte Natur, nicht Wasserfälle mehr, nicht Felsgebirge, nicht Höhlen, sondern nur große Ruhe. Nie sah ich eine Landschaft, die diese Ruhe hat, überglänzt von einer Harmonie gedeckter Farben, zusammenklingend in paradiesischen Inseln, weltverlorenen Buchten, tiefen unbeweglichen Wäldern.



Typische finnische Landschaft (Punkaharju)

Der Dampfer hält eines Nachts in Heinävesi, einem kleinen, schlafenden Städtchen. Ich steige aus, wandere durch die helle Landschaft, stehe vor einer uralten Kirche und sehe nächtliche Wasser meilenweit in milchigem Glanze um mich gebreitet. Auf dem Rückwege gesellen sich zwei Kühe zu mir. Sie gehen heim und klopfen vor ihrem Stall mit den Hörnern an. Da man nicht sofort öffnet, brüllen sie kurz und unzweideutig. Die Tür geht auf. Sie verschwinden.

Ach, eine wunderbare Nacht.

*

In Kuopio besteige ich den Puljo. Das ist ein Turm auf einem Berge. Ein Turm wie tausend Türme, doch nur einmal gibts in der Welt diesen Blick.

So träume ich oft Landschaften, wie ich sie jetzt sehe: Im Halblight silbernes Wasser und unbewohnte Inseln über Inseln, hunderte, viele hunderte bis zum Horizont hin, der nie endet. Und Wälder, in denen saftiges, nie betretenes Gras wächst, und ein Himmel, dessen Tiefe kein Fernrohr, kein Flugzeug ermaß. Unbeweglich steht die Atmosphäre, unbeweglich steht das glänzende Bild. Da bricht Sonne aus dem Gewölk und überfließt alles mit kurzem Leuchten. Und ich weiß: dies ist nicht die Erde, sondern ein anderer Stern. Ein Stern, in dem Unvollkommenheit, Streitsucht und Hast aufgehoben sind und alles im Frieden mit sich selbst verharret. Irgendwo fern im Weltall kreist die blutige Erde, doch hier ruht silbern das fruchtbare Land auf Gottes Wage, das Zünglein zittert auf der Mitte, die Welt ist wieder in Ordnung.

So träume ich manchmal, und nun sehe ich es mit leiblichem Auge. Ich beuge mich über den Rand der Brüstung und blicke ins Land, um die Stunde zu erwarten, in der das Einhorn aus dem Walde tritt, und die goldenen Schwäne mit trägen Schwingen über die Wasser fliegen.

*

Kuopio, Koli . . . es sind Namen für Immergleiches. Das Geheimnis Finnlands ist die unerschöpfte Kraft seiner Natur. Sie roden, sie schlagen Holz, doch der Wald steht und wächst und ist von unbegrenzter Fülle.

Dies ist ein Land, in dem die Natur noch stärker als der Mensch ist.

Suomi, wach auf!

Von Arvi Jännes

Deutsch von Johannes Dehquiff

Suomi, mein Volk, meiner Väter Land!

Mutter, du arme und teure!

Immer ertrugst du tyrannisches Band,

wird denn noch lange des Schicksals Hand

dulden das Ungeheure?

Hast du vergebens auf eisiger Erd
herrlichste Heimat geschaffen,
schücktest umsonst du den eigenen Herd,
schwangst du vergebens dein blühendes Schwert
mitten im Kampfe der Waffen?

Liebst du vergebens bezaubernd erblühen
Wäinämös Kantelelieder?
Lerntest umsonst du in eifrigem Mühen
Ursprungsworte und holtest dir kühn
Sampo, das Wunderwerk, wieder?

Fremdlinge marterten dich bis aufs Blut,
Löwe du, groß und geachtet,
knebelten deiner Empörung Wut,
höhnnten mit Spott deinen Todesmut,
gleich einem Tier, das man schlachtet.

Hochmütig tritt manch eigener Sohn
ehrlos das Haupt dir in Schmerzen,
dir, die ihn säugte, dir reicht er zum Lohn
alles was in ihm an beißendem Hohn
kalt aus gefühllosem Herzen.

Suomi, erwache, dann endet die Nacht,
Löwe, steh auf, Ueberwinder!
Wer dich verleugnet, zum Sklaven dich macht,
stoße ihn von dir und schlag ihn mit Macht,
groß ist die Zahl deiner Kinder.

Erst wenn der Löwe aus Schlaf und aus Traum
aufwacht, wird Suomi gefunden;
erst wenn der Volksfeinde flüchtiger Schaum
hinstürzt wie ein entwurzelter Baum,
hat es sein Morgen gefunden.

Suomi, mein Volk, meiner Väter Land!
Mutter, du goldene, teure!
trugst nun genug am tyrannischen Band,
länger noch kann nicht des Schöpfers Hand
dulden das Ungeheure!

Im Land der tausend Seen

Erlebnisse deutscher Jungen auf ihrer großen Wanderfahrt in Finnland

Von Karl Welbermann

Wer ewig hinterm Ofen sitzt,
und Grillen fängt und Hölzchen spitzt,
wer fremde Lande nicht geschaut,
der bleibt ein Narr in seiner Haut.

So dachten wohl auch die 55 Nerother Wandervögel, als sich zu Beginn der großen Herbstferien die Pforten der Schule mal wieder hinter ihnen geschlossen hatten. Diesmal folgten sie mit frohem Herzen dem Rufe ihres Führers, der sie mit den Schönheiten der nordischen Länder vertraut machen wollte. Auf den Kaimauern in Stettin versammelt sich eine muntere Bubenschar, die voller Neugierde ihre Blicke über das buntbewegte Treiben im Hafen gleiten läßt. Sehnsüchtig erwarten sie das Schiff, daß sie in das Land ihrer Wünsche bringen soll. Da taucht plötzlich der finnische Dampfer „Ariadne“ vor ihren Blicken auf. Majestätisch und ruhig gleitet er in den Hafen. Am Heck des Bootes flattert die finnische Fahne: das blaue Kreuz im weißen Feld. Das Schiff legt an, und die Jungen begeben sich in überglicklicher Freude über die Fallbrücke an Bord. Nach kurzer Zeit sticht die „Ariadne“ in See. Wir stehen vorne am Bug. Unsere Fähnlein und Wimpel an beiden Seiten des Bootes festgebunden, flattern im Wind, und zum Kai hinüber dringt unser letztes Abschiedslied:

Auf Matrosen, die Anker gelichtet,
Segel gespannt und den Kompaß gerichtet.
Liebchen ade, heut noch geht's in die wogende See.

Zwei Tage und zwei Nächte dauert die Seefahrt. Wir schlafen auf den Planken des Vorderdecks, wo man uns mit Strohmatten ein herrliches Lager hergerichtet hat. Unbekümmert, sicher und stolz durchfährt unser Schiff das Meer. Am Morgen des zweiten Tages tauchen die Türme und Kirchen von Reval auf. Wir landen im Hafen und verweilen dort nur kurze Zeit. Bald sind wir wieder auf hoher See. Der finnische Meerbusen wird durchquert. Da taucht im Norden ein schmaler Landstreifen auf. Die Küste Finnlands wird gesichtet, und bald gleitet unser Dampfer in den Hafen von Helsingfors hinein. Freudig wird das neue, uns noch so fremde Land, begrüßt. Am Ufer erblicken wir einen älteren Nerother Fahrtenkameraden, der schon in früherer Zeit mit uns manche größere Wanderung unternommen hat. Er hat seit einigen Monaten hier oben im Norden seinen Wohnsitz aufgeschlagen, und ist von

unserem Kommen unterrichtet. Die Wiedersehensfreude ist groß. In der Turnhalle des Svenska Normalhögskoleums, wo er für uns Quartier besorgt hat, legen wir ab und machen es uns gemütlich. Und nun erzählt uns unser Kamerad, der mit den finnischen Verhältnissen vertraut ist, etwas über das Land und seine Bewohner. Zuerst spricht er von der Schönheit der Wälder und Seen. Dann erklärt er uns die Sitten und Gebräuche der finnischen Bevölkerung und schließlich warnt er uns noch vor den vielen Gefahren, die uns



Eine finnische Dorfstraße bei Rautalampi

auf unserer Wanderung auf Schritt und Tritt umlauern sollen. Mit staunenden Augen und offenem Mund vernehmen die Buben, wie Fritz in der Turnhalle von Bären und Wölfen erzählt, die blutlechzend Menschen, Wagen, ja sogar ganze Eisenbahnzüge anfallen und vollständig auffressen. Sie hören ferner von giftigen Kreuzottern, die zu tausenden das Land unsicher machen sollen, und es ganz besonders auf die nackten Beine harmloser, spielender oder badender Wandervögel aus Deutschland abgesehen hätten. Doch bei der Wanderung muß sich das Getier feige verkrochen haben, denn weder Schlangen noch Wölfe waren zu sehen. Nur die Bären, die machten eine rühmliche Ausnahme! Zwei von ihnen kamen uns wirklich zu Gesicht; als wir sie uns aber näher betrachteten, saßen sie auf dem Portal des Bahnhofs in Wiborg und waren aus Stein.

Am Nachmittag rücken wir im geschlossenen Zug zu den Grabstätten der deutschen und finnischen Helden, die beim finnischen Freiheitskampf unter dem Kommando des deutschen Generals Graf Rüdiger von der Goltz und des finnischen Generals Mannerheim ihr Leben opferten. Wir bringen unseren toten deutschen Brüdern einen Heimatgruß. Die Fähnlein senken sich, und unter den Klängen des Liedes „Ich hatt' einen Kameraden“ legen zwei Jungen im Namen der deutschen Jugend einen Kranz nieder. Ernst stehen wir



Uebertriebene Reinlichkeit eines finnischen Kutschers

vor dem gewaltigen Quaderblock mit den eingemeißelten Reiterstandbildern, die davon künden, daß Finnland mit deutscher Hilfe sich seine Freiheit erkämpft hat. Wie gesund und kräftig sich dies Volk unter seiner jungen Freiheit entwickelt hat, konnten wir auf unserem Marsch durch das Landinnere so recht spüren.

Am Abend vor dem Abmarsch aus Helsingfors liegen wir auf den Abhängen und Felsen am Meere und erleben einen leuchtenden Sonnenuntergang. Die scheidende Sonne verleiht dem Meer und den vielen felsigen Inseln eine stetig wechselnde tiefere Tönung. Nun sind wir dort, wohin uns die Sehnsucht rief: Im Land der 1000 Seen, umgeben von Wasser, von Felsen und von rauschenden Wäldern. Unser Herz ist voller Jubel.

Am nächsten Morgen beginnen wir die Wanderung. Unsere Marschrichtung ist zunächst östlich. Wir wandern über Sibbo-Borgå nach Lovisa. So lernen wir die Eigenart der Küstenlandschaft kennen. Von Lovisa begeben wir uns tiefer in das Ländinnere hinein. Auf den Schlachtfeldern von Lahti erzählt uns ein finnischer



Holzflöße

Die Finnen befördern mit Hilfe ihrer natürlichen Wasserstraßen ihren Holzreichtum zum Meere

Hauptmann etwas von den siegreichen Kämpfen gegen die Bolschewisten, die durch das Eingreifen der deutschen Ostseedivision entschieden wurden. Ueberall, wo wir hinkommen, erhalten wir eine herzliche und liebevolle Aufnahme. Man fühlt deutlich, daß nicht nur die berühmte finnische Gastfreundschaft uns dies beschert, sondern daß die Menschen von einer tiefen Dankbarkeit erfüllt sind für die Hilfe, die Deutschland am Ende des Weltkrieges

dem bedrängten Volk leistete. In Heinola empfängt uns ein Komitee des finnischen Schutzkorps. Ehrenjungfrauen mit seidenen blauweißen Schärpen geschmückt, drücken allen 55 Jungen zum Willkommensgruß die Hände. Nach einem Dampfbad, welches die bestaubten Wandervögel erfrischt, geht es zur Mittagstafel ins Rathausgebäude. Der Rathausaal ist bunt und festlich mit Blumen, Birkenbüschen und vielen selbstgeklebten finnischen und deutschen Fähnlein geschmückt. Abends veranstaltet man sogar unsererwegen einen Ball. Wir verweilen zwei Tage in dem gastlichen Städtchen und verleben dort die sonnigsten Stunden.

Beim Abschied von Heinola wird uns eine große Ehre zuteil. Der Bürgermeister überreicht uns eine finnische Fahne, die wir zum



Die Holzstämme werden sortiert

Andenken an Finnland in unsere Heimat mitnehmen sollen. Seine warmen finnischen Worte wurden uns von der Vorsteherin des Lotta-Svärdvereins verdeutscht. Sie lauten folgendermaßen: „Unsere geehrten deutschen Gäste! Wir Heinola-Bewohner haben eine große Freude gehabt, daß die Deutschen uns besucht haben. Wir hörten mit Freude ihre schönen deutschen Volkslieder. Trotz aller Leiden die sie während vieler Jahre erdulden mußten, haben sie doch den Glauben an die Zukunft, daß eine bessere Zeit kommen wird. Und wissen Sie, daß hier im Norden ein kleines Volk lebt, welches herzliches Mitgefühl für seine deutschen Retter spürt, und das sich immer mit Dankbarkeit der Deutschen erinnert. Wir Bewohner von Heinola bitten Sie zur Erinnerung an Ihre erste Finnlandsfahrt und besonders an Heinola eine anspruchslose, aber liebe Gabe in Empfang zu nehmen. Dies ist unsere Flagge, mit der wir gleichzeitig unsere Freiheit bekommen haben. Hier sehen Sie diese Farben.

Das Weiß bedeutet unsere schöne Natur, die zum größten Teil des Jahres mit Schnee bedeckt ist. Dies blaue Kreuz bedeutet, daß wir unsere Freiheit nicht leicht bekommen haben, sondern mit Blut und Leiden. Und wenn die deutschen Landesbrüder unsere Fahne sehen, so sagen Sie, bitte: „Das ist die freie Flagge des freien Finnlands.“

Beglückt nehmen wir die stolze Fahne in Empfang, und danken mit den wärmsten und herzlichsten Worten. Wir werden dem Städtchen ein stetes Andenken bewahren.

Von Heinola fahren wir mit einem Schiff durch den großen See Wejsi-Järvi nach Inyväskylä. Tiefblau erstrahlt der Himmel über uns. Ueberall sitzt man in Gruppen zusammen, plaudert, singt und spricht von den letzten Ereignissen.

Unser Fußmarsch nach Kuopio geht durch eine einsame, wenig besiedelte Gegend. Die Landschaft hat sich seit den letzten Tagen gewaltig verändert. Der Boden ist mooriger geworden. Die Birken und Erlen haben die Fichten und Föhren verdrängt. Eigenartig ist das Bild, das uns beim Ueberschreiten einiger Flüsse begegnet. Wir sehen, wie die Finnen mit Hilfe ihrer natürlichen Wasserstraßen ihren Holzreichtum zum Meere befördern. Auf der Wanderung lernen wir so recht die finnischen Bauern kennen und gewinnen Einblicke in ihre Lebensweise. Am Abend erblicken wir eine einsame Mühle. Wir treten ein und pflegen bald, mit Hilfe eines finnischen Wörterbuches, mit den freundlichen Leuten eine eifrige Unterhaltung. Das gibt viel Lustiges und das Lachen über die gegenseitigen Irrtümer will kein Ende mehr nehmen. Für uns ist es wichtig, alle Wörter zu lernen, die uns auf dem Weitermarsch von Nutzen sein können. So z. B.: schlafen, essen, trinken, Milch, Brot usw., usw. Wir blättern deshalb eifrig im Wörterbuch. Kaum haben wir nun einen Satz richtig ausgesprochen, so läuft die gute Frau auch schon fort, um es herbeizuholen. Wir können sie nicht daran hindern, weil wir ja die Sprache nicht genügend beherrschen. So kommt es dann, daß wir an diesem Abend dreimal etwas zum Essen erhalten. Beim Dunkelwerden sitzen wir mit der Müllerfamilie am offenem Kaminfeuer. Unsere gegenseitige Sympathie fühlen wir mehr als wir davon sprechen können und die Musik findet schnell die Brücken zwischen beiden Völkerrassen.

In Kuopio erreichen wir den nördlichsten Punkt unserer Fahrt, und gewinnen vom Berge Puijo einen weiten Blick über das fabelhafte Seengebiet. Die Landschaft der Wälder und Seen liegt unverfälscht vor unseren Augen. Es ist uns, als ob die Sündflut gerade ablaufen würde, und als ob das erste Land aus den Wassern sich erheben wolle. Wir beugen ehrfurchtsvoll unser Haupt vor Gott und seiner unsagbaren Schöpfung.

Leider neigt sich unsere goldene Ferienzeit bedenklich dem Ende zu, und wir müssen uns beeilen, um wieder rechtzeitig zum Schulbeginn in die Heimat zurückzukehren. Wir besteigen deshalb ein Boot und fahren durch die unzähligen Seen, die durch Flüsse und Kanäle miteinander in Verbindung stehen, zum finnischen Meerbusen zurück. Die Binnenseefahrt ist ganz bezaubernd. Noch einmal sollen wir die herrlichen Naturschönheiten Finnlands genießen.

In Nyslott erblicken wir die schöne Olafsborg, die einsam, wuchtig und trozig, vom Wasser umspült, auf einer Insel vor der Stadt liegt.

Bevor wir aber die Küste erreichen, wollen wir noch der letzten Schönheit des Landes einen Besuch abstatten. Wir besichtigen die berühmten Wasserfälle von Imatra.

Dort, wo sich aus vielen tausend Gewässern das Wasser im Saimaasee sammelt, hat es sich einen gewaltigen Ausweg durch das Granitgebirge geschaffen. Die Imatrawasserfälle des Vouksen sind die größten Europas. Die Schönheiten Finnlands tauchen hier in ihrer ganzen Erhabenheit noch einmal vor uns auf und rufen uns zu wiederzukehren.

In Wiborg bricht der letzte Tag für die Finnlandfahrer an. Bald bringt uns ein Schiff wieder in die liebe Heimat zurück.

Wie schnell sie auch entweicht
die goldne Fahrtenzeit,
ihr Glanz doch nicht erbleicht
und die Erinnerung leuchtet,
je mehr die Zeit entweicht
in schönerer Herlichkeit!

Finnische Sprichwörter

Deutsch von Johannes Dehquiff

Es ist keine Kirche so voll und klein,
der Pfarrer kommt noch immer hinein.

*

Nie gefriert Wasser, das in Strudeln tost,
rollender Stein sich nimmer bemoost.

*

Je tiefer die Brunnen liegen,
umso seltener sie versiegen.

*

Wer sich des Wolfes will erwehren,
rennt in die Arme oft dem Bären.

Winterzauber am Imatra

Von Else Steup

Das Thermometer zeigte 26 Grad unter Null, und seltsam scharf hoben sich die Umrisse der Häuser von dem klaren Himmel ab, als ich früh, kurz nach sieben Uhr, durch die stillen Straßen Wiborgs zum Bahnhof eilte.

An der Fahrt nach Imatra, zu den berühmten Stromschnellen des Vouksen, beteiligten sich noch drei Herren. Der bekannte Forschungsreisende D., der am Abend vorher in Wiborg vor überfülltem



Der Imatra

Hause von seinen Forschungen und Erlebnissen in einer unserer Kolonien gesprochen hatte, und zwei Kaufleute aus der Stadt, von denen einer den Führer machte. In der Lokalbahn, die wir bestiegen, waren Null Grad, eine Seltenheit in Finnland, wo man im allgemeinen außerordentlich gut gegen die Kälte geschützt ist.

Wunderbare Färbungen erscheinen am Morgenhimmel. Bald schimmerte er in einem seltsam kalten Blau, dann drängten sich grünliche Streifen dazwischen, bis schließlich das Glutrot der Sonne alles übertönte.

In Imatra war das Quecksilber noch etwas weiter heruntergeklettert, aber die 30 oder 32 Grad störten uns im Anfang wenig.

Nur einige Minuten hatten wir auf der Landstraße zu gehen, dann sahen wir plötzlich wie aus einem Riesenkeßel ununterbrochen

dicke Dampfwolken in die Höhe steigen, die von einem gewaltigen Brausen und Krachen begleitet wurden.

Als wir auf der Brücke standen, die über den Fall führt, bot sich uns ein seltsames Schauspiel. Undurchdringlich für das Auge waren die weißen Wasserdämpfe, die sich in dicken Schwaden erhoben. Nur wenn der Wind hindurchfuhr und sie zerteilte, wurde sekundenlang der Blick frei auf die tobenden Wassermassen, die in Strudeln und Wirbeln wütend dahinschossen. Ueber die Kraft, die



Der Imatrawasserfall

Dort, wo sich aus vielen tausend Gewässern das Wasser im Saimaasee sammelt, hat es sich einen gewaltigen Ausweg geschaffen. Die Imatrawasserfälle des Vuoksen sind die größten Europas

hier vorwärtsdrängte, hatte die Kälte keine Macht. Sie mußte sich damit begnügen, die Ufer in Eisfesseln zu schlagen, und unaufhaltsam stürzten die rasenden Fluten zwischen den grün und bläulich schimmernden Blöcken hindurch.

Auch die aufsteigenden Dämpfe faßte der Frost und bannte sie fest an Zweige und Aeste. Wie verzaubert hoben sich die schneeigen Bäume der Ufer ab von ihren dunklen Brüdern und Schwestern, die weiter entfernt von dem Riesenkeßel standen. Aber von ihrer prangenden Schönheit glitten die Blicke immer wieder in die Tiefe und versuchten, durch den dichten Schleier die tobenden Wasser zu erreichen.

Man sagt dem Imatra die gleiche Anziehungskraft nach wie anderen Wasserfällen. Von seiner Brücke aus tat manch einer, der müde von der Welt war, den letzten Sprung ins Ungewisse.

Die Kälte, die es wurmte, daß wir ihrer bisher nicht geachtet hatten, störte uns in unseren Betrachtungen und trieb uns weiter. Minutenlang suchten wir Schutz in dem Riesenhotel Imatra, aber nur solange, bis die Schlitten bereit waren, die uns eine halbe Stunde weiter nach Vallinkoski führen sollten. In rasend schneller Fahrt sausten die kleinen leichten Gefährte dahin, und der Wind pfiff uns um die Ohren, besonders als wir den Wald verließen und keine Bäume mehr Schutz gewährten. D. h. an die Ohren ließen wir die scharfe Luft nicht kommen, das hätten wir sonst wohl büßen müssen. Die lagen mitsamt der Nase wohlverwahrt im Pelzkragen, und die tief herabgezogene Mütze schützte die Stirn, so daß nur die Augen herauschauten. Die einzigen Leidtragenden waren die Füße, die trotz Stroh auf dem Boden und Pelzdecken bei uns allen viere erbärmlich froren.

In Vallinkoski wateten bzw. rutschten wir durch manchmal knietiefen Schnee die steilen Treppen hinunter zu dem kleinen offenen Holzpavillon, der direkt neben dem Wasser gebaut ist. Wir mußten zuerst einen Indianertanz aufführen, ehe wir aufnahmefähig für die Schönheit um uns wurden, aber dann sahen wir, wie recht unser freundlicher Führer hatte, als er uns ungeachtet unseres anfänglichen Sträubens aus dem warmen Hotel fortlockte.

Eine kleine Insel teilt hier die tobenden Wasser des Vuoksen. Viel weiter entfernt als in Imatra liegen die Ufer, und auf größerer Bühne kann sich das gewaltige Schauspiel entfalten. Riesige Steinblöcke suchen die anstürmenden Fluten zu hindern. Wütend springen diese in die Höhe, um dann seitlich weiter zu schießen. Wieder wehrten die dichten Dämpfe den Blick auf das Gesamtbild, immer nur Teile der brodelnden Masse wurden bald hier bald dort sichtbar.

Inmitten des Aufruhrs lag still und verträumt die weiße Insel, die Wasserdämpfe und Frost vereint mit überirdischer Schönheit geschmückt hatten. Wenn sekundenlang die Nebel wichen, glaubte man ein Traumland aus dem Gischtauftauchen zu sehen.

Aber die Kälte duldete keine Träumereien, und bald saßen wir wieder wohlverwahrt in den Schlitten. Als wir in schneller Fahrt davon jagten, zeigten uns noch lange die aufsteigenden Wolken und die weißen verzauberten Bäume den Weg, den die Wasser des Vuoksen entlang brausten.

Herbst in den finnischen Schären

Von Else Steup

Es war Markttag. Der Regen prasselte auf die Leinwandbuden, und der Wind, der draußen blies, ließ selbst im Hafen die kleinen Motorboote und Segler, die Feld- und Waldfrüchte, Gemüse, Butter und sonstige Landeserzeugnisse hergebracht hatten, auf- und niedertanzen.

Meine Freunde, die mich begleiteten, machten mitleidige Gesichter, als ich „Ahkera“ bestieg. Sechs Stunden Fahrt durch die



Kirchboote mit Bauern, die zur Kirche fahren

Schären, bei diesem Wetter, schien ihnen nicht verlockend, noch weniger der Gedanke, sich Mitte Oktober für einige Wochen auf eine einsame Insel zu setzen, die von allen Sommergästen verlassen war. Aber gerade das hatte mich gereizt. Nachdem ich auf meinen Fahrten kreuz und quer durch Finnland die große Einsamkeit kennen und lieben gelernt hatte, wollte ich, solange die Berufstätigkeit es erlaubte, der geräuschvollen Stadt fernbleiben.

Der Dampfer legte sich bald auf die rechte und bald auf die linke Seite, während wir am Zwiebelturm von Sweaborg vorbeifuhren und die imposanten Gebäude von Helsingfors hinter uns in Nebel und Regen verschwanden. Mehrere Passagiere machten verzweifelte Anstrengungen, sich aufrecht zu

halten, zogen sich aber nach und nach doch lieber in die Kajüten zurück. Mich verschonte merkwürdigerweise die Seekrankheit, trotzdem ich nach früheren, wenig rühmlichen Erfahrungen bestimmt damit gerechnet hatte. Da die seitlichen Bänke vom Regen überspült wurden, setzte ich mich auf eine hohe Kiste in der Mitte des Achterdecks und hielt mich an einer Stange fest, um nicht herabzurutschen. So konnte ich das Schauspiel genießen; um mich herum die aufgeregten Wogen und in der Ferne zu beiden Seiten die Schäreninseln in all ihrer Farbenpracht. Denn die melancholische, düstere Stimmung, die im Sommer über den unendlichen Wäldern mit ihrem gleichmäßigen Grün liegt, war verschwunden. Rot und golden leuchtete es überall zwischen den Tannen, und als gegen Abend die Sonne hervorkam, wurden die Farben immer kräftiger und froher.

Ich war einige Monate vorher in einer hellen Sommernacht vier Stunden durch die Schären von Abo gefahren. Damals hatte die Melancholie der düsteren, schweigenden Wälder inmitten der stillen Gewässer fast beklemmend gewirkt. Der Wind hatte den Duft der Tannenwälder hergetrieben, und hinter dem Schiff hatte der Mond in der geisterhaften Dämmerung seine silberne Bahn im Wasser gezogen. Es war wie ein wunderbar schöner Traum gewesen, aber wie ein Traum, der traurig stimmte, und dabei gleichzeitig das Verständnis erschloß für die ernste, stille Art der Bewohner dieses Landes.

Bei Porkkala begann das Schiff stärker zu schaukeln, und wenn auch mein Befinden unverändert gut blieb, so fühlte ich doch eine gewisse Erleichterung, als wir um die Ecke herum waren. In dieser Gegend warnen die Seekarten vor Minengefahr, die von Zeit zu Zeit immer noch Opfer fordert.

Es begann zu dunkeln, als wir nach Barö Sund kamen und ich am Ziel war. Ein Mann an der Landungsbrücke nahm mir meine Sachen ab und stapfte mit seinen großen Stulpenstiefeln vor mir her. Während er sich immer weiter von mir entfernte, stand ich manches Mal still und überlegte, ob das Wasser in dem schlammigen Lehm Boden wohl nur bis an den Rand der Gummischuhe oder bis über die Stiefelschäfte gehen würde. Ich verstand nun, warum alle Menschen, die ich sah, Männer, Frauen und Kinder, in hohen Stulpenstiefeln umhergingen.

In den Wäldern waren die Schwierigkeiten noch größer, denn ein Drittel der Oberfläche von Finnland besteht aus Mooren und Sümpfen, die auch hier auf der Insel reichlich vorhanden waren. Es dauerte tagelang, bis es mir gelang, die Sümpfe zu umgehen, und einen Weg ausfindig zu machen, der mich auf die andere Seite der Insel brachte.

Überall im Lande, bis nach Lappland herauf, hatte ich großartige Trockenlegungsanlagen, Kanäle usw. bemerkt, und die fehlten auch hier nicht, aber die Sümpfe hatten noch die Oberhand. Streckenweise mußte ich erst durch große Steine, die ich herbeischleppte oder rollte, Verbindungen herstellen. Aber die Mühe lohnte sich. Wundervoll waren die Wanderungen durch die stillen Wälder, vorbei an schwarzschillernden Moorteichen, über weite Strecken öder Granitfelsen, die rot oder grau leuchteten, soweit sie nicht unter der dichten Moosdecke verborgen waren. Denn Moose und Flechten



Robbenjäger

bedeckten den Boden, soweit das Auge reichte, die grauweissen, fein verästelten, die an Renntiermoos erinnern, die grünlichen, die wie Sufsa aussehen, und die sternartigen, rötlichen, um die ich bald einen Bogen machen lernte, weil sich unter ihnen meist tiefere Wasserstellen befanden. Der weiche, graue Moosteppich auf den Felsen haftete infolge der Feuchtigkeit nur lose und rutschte an schrägen Stellen beim Betreten sofort ab. Dadurch kam ich im Anfang oft schneller unten an, als ich erwartet hatte.

Kein Mensch begegnete mir auf meinen Wanderungen, aber Birkhühner flogen schwerfällig auf, Elstern ließen ihre Stimmen ertönen, die so merkwürdig an das Quaken von Fröschen erinnern, ganze Scharen des farbenprächtigen Seidenschwanz erhoben sich und ließen sich in einiger Entfernung wieder nieder. Wildenten

entfernten sich schreiend, und Wildgänse flogen im Dreieck über das Wasser. Ueberall im Gezweig sah ich Meisen herumklettern und hörte ihr feines Zirpen. Aber, was mich am meisten fesselte, waren die Auerhähne, von denen ich fast täglich mehrere, einmal sechs an einem Tage, traf. Sie flogen dicht über mir fort, so daß ich sie deutlich erkennen konnte.

Am Ufer fielen gewaltige Granitblöcke steil ab ins Wasser, das hier durchsichtig klar war. Wenn ich am Rande des Felsens stand, konnte ich unten in der Tiefe die Algen und andere Wasserpflanzen sehen, wie sie sich leise hin- und herbewegten. Die Binsen, die die Schäreninseln umsäumten und zuerst weizengelb gewesen waren, nahmen allmählich die Farbe von Goldbronze an und bildeten mit dem Rot und Grün und Gelb der Wälder einen wundervollen Gegensatz zu dem tiefblauen Wasser oder schimmerten hell, wenn Regenwolken das Meer bleifarben erscheinen ließen.

Kam ich müde und durchnäßt nach Hause, so warteten in dem riesigen Kachelofen große Birkenscheite, und ihr Prasseln und Knistern füllte bald den Raum mit Behaglichkeit und Wärme. Dicht unter meinen Fenstern lag der Sund, und geheimnisvoll leuchteten die grünen und gelben Lampen aus der Dunkelheit, wenn der Stockholmer Dampfer oder einer der kleinen Schären-dampfer vorbeifuhr. Plätschernd und brausend überfluteten die Wellen die Steine am Ufer, sobald die Schiffe die enge Straße durchquert hatten.

Als ich nach vierzehn Tagen Abschied nehmen mußte, gab es vorher noch einen kleinen Streit mit meiner freundlichen Wirtin. Sie wollte außer der sehr bescheidenen Miete keine Bezahlung nehmen, trotzdem sie mir jeden Tag ein reichliches Mittagessen vorgesetzt hatte. Ich mußte lange reden, ehe ich die geringe Summe ein wenig erhöhen durfte. Sie war eine einfache, schlichte Frau, und ich war ihr vollständig fremd als ich herkam. Aber eines Tages hatte sie mir aus der Zeit erzählt, als die Roten das Land verwüsteten und Mord und Gewalttat verübten. Wie sie in Angst und Sorge saßen, daß Mord und Brand auch über diese stillen Inseln kamen, und wie sie mit banger Sehnsucht im Herzen auf die Deutschen warteten, bis eines Tages der Kanonendonner von Helsingfors verkündete, daß die Retter gekommen waren.

Daß die Gefühle, die damals geweckt wurden, sich in treue Freundschaft verwandelten, hatte ich auf meinen Fahrten oft gemerkt, und auch jetzt spürte ich es von neuem.

In der Erinnerung sah ich wieder die Kisten und Pakete, die vor Weihnachten aus allen Landesteilen in den Kellern von Helsingfors zusammengelassen waren, um dort verpackt und an die

darbenden Freunde gesandt zu werden. Und besonders lebendig sah ich vor mir die Scharen verkümmelter, hungriger Kinder, die in der liebevollen Pflege von Finnlands mütterlichen Frauen Kraft und Gesundheit wiederfanden.

Aus der Nacht, in die uns eine feindliche Welt gestoßen hat, leuchtet hell das Licht der Freundschaft, die uns ein freies, vornehm denkendes Volk entgegenbringt, und dieses Licht wird auch bei uns nicht verlöschen.

Manches schwindet aus der Erinnerung, aber kein Volk vergißt so leicht, was man an seinen Kindern tat.

Kirchwächters Sanna

Von L a r i n R y ö f f i

Deutsch von J o h a n n e s D e h q u i s t

Ja — heiraten, das ist doch wie Honig und Manna!
 Wer sehnt sich darnach wohl wie Kirchwächters Sanna?
 Schon viele Lenzte mit Tränen
 muß' sie nach dem Freier sich sehnen —
 und wartet, wartet noch heut'.

Den Kuckuck, den fragt sie des Abends im Garten:
 „Sag', werd ich wohl heiraten?“ Er antwortet nur: „Warten!“
 Sie windet ihre Kränze
 am Brunnen und hopft ihre Tänze.
 O käme doch der Bräutigam!

Ein Schwein, einen Hahn und zum Lebensunterhalte
 sogar einen Acker, wenn tot einst der Alte,
 das alles der Glückspilz bekäme,
 der Sanna zum Eheweib nähme —
 wo bleiben die Freier nur all?

Der Hahn und das Schwein wird zum Brautschmaus gespendet,
 der Acker wird für den Trauring verpfändet.
 Wer, Teufel, hätte die Stirne
 und nähme sich solch eine Dirne
 wie Kirchwächters Sanna zur Frau!

Einst war sie wohl hübsch mit dem Lächeln und Blinken,
 doch Körbe verteilt' sie zur Rechten und zur Linken,
 Nun muß sie mit Jammern und Tränen
 viele Jahr' nach dem Freier sich sehnen —
 und wartet auch heute wohl noch!

Die Malerei in den mittelalterlichen Kirchen Finnlands

Von Johannes Dehquist

Noch bis vor einigen Jahrzehnten wußte man kaum etwas von einem inneren Schmuck der finnischen Kirchen. Zwar gab es einige schlichte Dorfkirchen, in denen bunte Schildereien von einer Kunstübung vergangener Tage zeugten, aber niemand kümmerte sich um die Erforschung derselben. Man fand sie im Gegenteil häßlich und abgeschmackt, und bedeckte sie am liebsten mit dem weißen Kalkmantel des Tünchermeisters. Noch vor vierzig Jahren erklärte der Pfarrer einer Dorfgemeinde im südwestlichen Finnland — er gehörte zu den Aufgeklärtesten im Lande —, als er von dem kunsthistorischen Wert der Bilder in seiner Kirche erfuhr, offenhherzig, daß es nicht sein Verdienst sei, daß diese nach seinem Geschmack abstoßenden Bilder noch vorhanden waren. Er hatte nämlich wiederholt die Gemeinde aufgefordert, die Bilder übertünchen zu lassen, doch ohne Erfolg: die naive Einfalt der Bauern hing mit pietätvoller Liebe an diesen Denkmälern ihrer Altvorderen, und sie blieben unangetastet. Erst als der um die finnische Altertumsforschung hochverdiente E. Nervander sich in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts der Erforschung der mittelalterlichen Kunstschätze widmete, zeigt es sich, daß auch in anderen, ja vielleicht in den meisten Kirchen Finnlands, sich ein stellenweise schier unermeslicher Reichtum von farbigen Zeichnungen unter der weißen Tünche verbarg, mit der die bilderfeindliche Nüchternheit einer späteren Zeit beinahe alles bedeckt hatte, womit der Heiligen- und Marienkultus des Katholizismus zur Augenweide und Erbauung der Gemeinde die inneren Mauermassen, Gewölbeflächen und Pfeilerwände geschmückt hatte.

Seit der genannten Zeit sind von dem damals begründeten Finnischen Altertumsvereine zahlreiche kunsthistorische Expeditionen ausgesandt worden, durch deren Fürsorge in einer Reihe von Kirchen übertünchte Wandmalereien aufgedeckt und nebst den übrigen nichtverdeckten Bildern abgebildet und beschrieben worden sind. „Mancher, der in eine mit mittelalterlichen Malereien geschmückte Kirche eintritt“, sagt der schwedische Reichsantiquar Hans Hildebrandt, „fühlt sich vielleicht beim ersten Anblick von der Unvollkommenheit und manchmal unbestreitbaren Absonderlichkeit der Bilder abgestoßen. Aber niemand hat das Recht, ein Verdammungsurteil zu fällen, ehe er sich der Mühe unterzogen, sich in den Gedankengang und in die Anschauungsweise des Malers (oder seiner

Ratgeber) und dessen zeitgenössischen Beschauer hineinzuversetzen. Die Gewölbemalereien in einer Kirche geben uns die Möglichkeit, tief in das Seelenleben des Mittelalters hineinzublicken.“



Kirche von Hollola aus dem Mittelalter

Aber nicht nur ein kunst- und kulturgeschichtliches Interesse haben diese Bilder. Auch in ästhetischer Hinsicht bieten sie selbst für den heutigen Feinschmecker teilweise einen hohen Genuß dar. In ihrer herben Ungelenkigkeit wie in ihrer ornamentalen Ueppigkeit spricht sich in gleicher Weise Ehrlichkeit, Frömmigkeit und

Inbrunst aus. Und wenn sie auch nicht die Erzeugnisse einer nationalen Kunst im eigentlichen Sinne des Wortes sind, da ihre Schöpfer wohl nur in Ausnahmefällen Finnländer waren, und auch diese ganz und gar in den von der großen Kunst des Westens überlieferten Formen dachten und bildeten, so sind sie doch als unzertrennliche Glieder einer langen Entwicklungskette zu betrachten, und zeigen uns, wie die zarten Schößlinge, die der gewaltige Baum der Kunst in Mitteleuropa trieb, selbst auf so kargem Boden und in so rauhem Klima mit andachtsvoller Liebe gepflegt wurden, und hier und da selbst Anfälle zu neuen eigenen Blüten zeitigten.



Die mittelalterliche Kirche in Bjerno (links der Glockenturm)

Die Technik dieser Bilder ist das sogenannte *al secco*, d. h. sie wurden mit Wasserfarben auf eine trockene Kalkunterlage aufgetragen. Sie haben sich infolgedessen teilweise bis auf den heutigen Tag vorzüglich erhalten. Man bediente sich der gewöhnlichen Erd- und Metallfarben, die durch den Kalk keine Veränderung erleiden; nur für das Rot der Lippen und Wangen kam Zinnober in Anwendung, weshalb diese unter der Einwirkung des Kalks schwärzlich angelaufen sind.

Erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts, also etwa siebenzig Jahre vor der Reformation, wurde in Finnland die Sitte allgemein, das Kircheninnere mit Schildereien zu schmücken. Doch ist es möglich, daß diese Kunst stellenweise auch schon bedeutend früher geübt worden ist, obgleich es bisher nicht gelungen ist, hierfür authentische Beweise aufzufinden. Die meisten bis jetzt aufgedeckten Wandbilder stammen

jedenfalls erst aus dem 15. Jahrhundert, wo eine ununterbrochene Reihe von kunstliebenden Bischöfen (Magnus Olsson Tavast 1408 bis 1450; Olof Magnussön 1450—1460; Konrad Bitz 1460—1489; Magnus Stjernkors 1489—1500), die alle an ausländischen Universitäten studiert und die Kunstschätze der Fürstenhöfe und den Reich-



Inneres der Kirche in Lohja (Lojo)

tum und die Macht des westeuropäischen Klerus kennengelernt hatten, bemüht waren, auch der Kirche im eigenen Lande den ihr gebührenden Glanz zu verleihen und durch ihren Einfluß den Adel bewogen, mit seinen Geldmitteln zur Ausschmückung der Kirchen beizutragen.

Stofflich kann man diese Schildereien in drei große Gruppen einteilen: Ornamente, Einzelfiguren und Szenen oder Gruppendarstellungen. Kennzeichnend für die mittelalterlichen Malereien in den Kirchen Finnlands ist die ungeheure Ueberfülle des Ornaments. Anfangs tritt es noch primitiv als steifes geometrisches

Motiv oder als Blattgirlande in zurückhaltender Schlichtheit auf. Aber schon im Verlauf des 14. Jahrhunderts erhalten die Frucht- und Blumenarabesken eine Ueppigkeit, die an mitteleuropäische Vorbilder erinnert, und von der Mitte des 15. Jahrhunderts an wird das Ornament gleichsam zur Haupt- und Lieblingsbeschäftigung der Kirchenmaler, so daß sogar solche unter ihnen, deren Fähigkeiten im übrigen recht zweifelhaft erscheinen, im Ornament eine technische Fertigkeit und Erfindungsgabe bekunden, die staunenerregend ist.

Porträts fehlen unter den mittelalterlichen Bildern so gut wie vollständig. Wo der Stifter eines Bildes kenntlich gemacht werden soll, da geschieht es durch die Abbildung seines Wappenschilds oder Angabe seines Namens.

Die Szenen- und Gruppendarstellungen haben die üblichen heiligenlegenden und biblischen Motive zum Gegenstande. Die Darstellungen aus älterer Zeit behandeln mit Vorliebe die Leidensgeschichte Christi, während in späterer Zeit das Alte Testament in den Vordergrund tritt.

Für die Zeit nach 1460 läßt sich an einer ganzen Reihe immer wiederkehrender Kompositionen feststellen, daß die „Biblia pauperum“ mit ihren derben Holzschnitten das Vorbild und die am ausgiebigsten benutzte Quelle für die wenig phantasievollen Maler dieser Epoche bildet. Eine nennenswerte Originalität tritt deshalb im allgemeinen weder in der Auffassung noch in der Ausführung zutage. Nur hier und da schafft die Phantasie einen Zug, der durch Neuheit oder rührende Naivität überrascht. In der großzügigen Komposition, die das Chorgewölbe der Kirche zu Raumschmückt, entsteigt der Stammbaum Jesu in üppigen Girlanden der Brust des in seinem Bette schlummernden Abraham. Marias Vorfahren bevölkern die Zweige des Baums, während sie selber zuoberst mit dem Kinde im Schoße thronen. In Lojo zeigt eine Darstellung des Jüngsten Gerichts die Jungfrau Maria, wie sie, indem sie für die armen Sünder Fürbitte tut, vor dem gestrengen Richter ihre Brust als „argumentum“ entblößt.

Auch an weltlichen Szenen fehlt es nicht, doch werden dieselben mit Vorliebe in die Nebenräume, vor allem ins Waffenhaus, verlegt. In Nykırka enthält das Waffenhaus eine jetzt übertünchte Darstellung, wie die Hengen auf Besen, Schweinen und Ofengabeln nach dem Blocksberg reiten, wo der Teufel sie erwartet. In Lojo schildert eine ebenfalls übertünchte Szene, wie Teufel betrügerischen Pferdehändlern bei ihren Manipulationen und Bäuerinnen beim Melken fremder Kühe behilflich sind.

Die Zahl dieser al secco-Malereien ist ungeheuer groß. Allein die beiden, allerdings am reichsten ausgeschmückten Kirchen von

Hattula und Lojo enthalten beinahe 400 Darstellungen. Das allgemeine Charakteristikum derselben ist die Weitschweifigkeit und Redseligkeit, mit der sie die frommen Stoffe erläutern und illustrieren. Daß den Bildern bei der ungeheuren Menge, die in einem verhältnismäßig kurzen Zeitraum entstanden, etwas Handwerksmäßiges anhaften muß, ist selbstverständlich. Andererseits aber weisen die künstlerischen Qualitäten derselben nicht selten weit über das bloß Handwerksmäßige hinaus. Von den aus früheren Zeiten stammenden sind manche in all ihrer naiven Frömmigkeit und strengen Feierlichkeit entzückend. Und die Bilder aus der späteren Epoche weisen stellenweise, wie z. B. in Hattula und Lojo, eine Großartigkeit und Schönheit auf, die über die wirkliche Künstlerschaft des Urhebers keinen Zweifel bestehen lassen. Wer diese Künstler gewesen sind, weiß man leider ebensowenig wie man die Erbauer der Kirchen selber kennt. Nur ein Name — Peter Henriksson — ist uns aus dem Jahre 1470 in der Kirche von Nykyrka überliefert, aber ob er Finnländer war, ist ebenso dunkel, wie die Herkunft der übrigen namenlos gebliebenen Meister.

Anruf

Von Carl Hemmer

Deutsch von Johannes Dehquist

Sommer, deinen grünen Arm
 um mich, Müden, schlinge!
 Hilf mir, stütz mich, streichle warm
 mich mit Blütenschlingen!
 Deine Quellen laß mir quillen
 meiner Seele dunklem Leid,
 deine Wunderkräuter stillen
 meiner Wunden Heftigkeit.
 Laß mich in dem Blattgezweig
 gehn zur Ruh und Rüste.
 Meinem durst'gen Munde neig
 deine vollen Brüste.
 Saugen will ich deine holde
 Wonne heiß und süß und groß,
 bis ich blüh' gleich einer Dolde,
 Sommer, dir in deinem Schoß!

Finnlands künstlerisches Werden im letzten Jahrhundert

Von Carl Meißner

I.

In der Berliner Akademie der Künste war zu Beginn dieses Jahres eine umfassende Ausstellung amerikanischer Baukunst zu sehen. Das Ergebnis ihrer Betrachtung war: Amerikas Entwicklung geht in vielen Dingen langsamer als die unsere. Die Stilhege-Periode, die wir denn doch glücklich hinter uns haben, das Nachmachen alter Stile mit mehr oder oft mit minderem Verständnis ist in Amerika noch lange nicht überwunden. Das Land ist baukünstlerisch ein Land der unbegrenzten, aber auch der unerfüllten Möglichkeiten — auch für die Gestaltung des Wolkenkratzers! Es ist erstaunlich, ja fast erschreckend wie wenig bei der gewaltigen Fülle und Größe der Bauaufgaben eigentlich Schöpferisches, Neuartiges herausgekommen ist. Nur einmal stuzte man vor einer reifen und reinen Sache — wie ziseliert: fein und doch groß — um dann gewahr zu werden, daß dieses Hochhaus aus dem Wettbewerb der „Chicago Tribune“ von Eliel Saarinen stammt, dem überragenden Architekten Finnlands, der jetzt in Amerika schafft. Erstaunlich genug! Ein kleines Dreimillionenvolk, ein Volk auch mit einer jungen Kultur, das eher später als früher als die U.S.A. zur Nation zusammenwuchs, und doch ein Baukünstler, zweifellos reifer und bedeutender als irgend-ein anderer in Amerika! Schon dieses eine Faktum macht es lohnend in gedrängter Form zu überschauen, was in den sichtbar gestaltenden Künsten — so muß man ja wohl sagen, wenn man zu den bildenden Künsten der Malerei und der Plastik auch die Baukunst zählen will — sich in jüngeren Tagen in Finnland entwickelt hat.

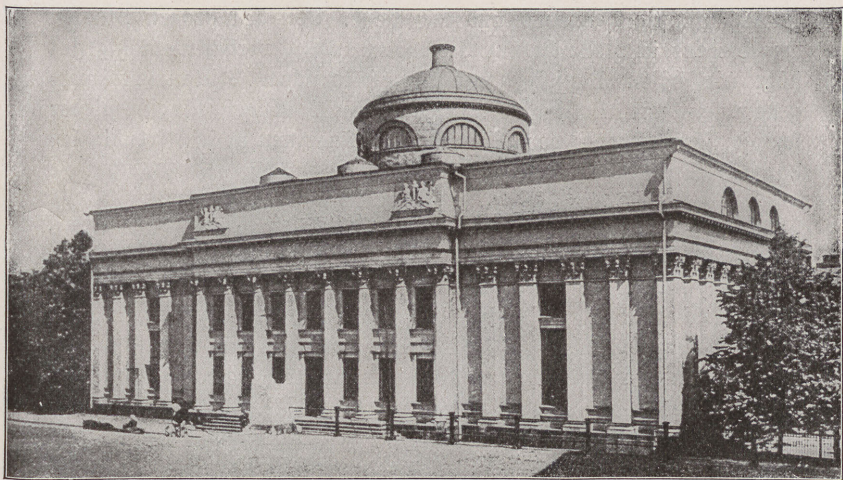
II.

Eliel Saarinen's Entwicklung ist an den Eindrücken zur Reife gekommen, die ihm ein deutscher Baumeister in seiner finnischen Heimat gab.

Als 1809 nach sieben schwedischen Jahrhunderten Finnland zu Rußland gekommen war, als der neue Großfürst, Zar Alexander I., Abo, das schwedischer Gesinnung verdächtig war, die Rechte der Hauptstadt genommen und das winklige, kleinstädtische Helsingfors zur Hauptstadt bestimmt hatte, hat ein deutscher Baumeister den Kern des neuen Helsingfors, der noch heute das gewaltig gewachsene Baubild beherrscht, gebaut.

Johann Ludwig Engel, 1778 in Berlin geboren, Studienfreund von Schinkel, war wie Schinkel beeinflusst von Friedrich Gilly, der

gegen die wuchtigen Launen des Barock und die zierlichen Spiele des Rokoko die Rückkehr zum reinen und strengen „Hellenismus“ lehrte. Napoleon und seine Kriege verdrängten Engel nach den baltischen Provinzen. 1818 übersiedelte der Stadtarchitekt von Reval dauernd nach Helsingfors und schuf dort in reifen Jahrzehnten, bis zu seinem Tode, 1840, eine Bautengruppe so großen Zuges, wie sie im Deutschland jener Jahrzehnte, der armen Zeiten wegen, gar nicht entstehen konnte. Wer auf dem Senatsplatz von Helsingfors steht und „Gendarmenmarkt“ sagt, hat nicht so ganz Unrecht. Aber doch nur „nicht so ganz“, denn einmal ist Engel nicht nur preußischer Hellenist,



Die Universitäts-Bibliothek in Helsingfors, erbaut von K. L. Engel

sondern hat sein eigenes, stilles, gründliches, maßvoll feines Gesicht und dann ist der Platz, den seine Schöpfungen umgeben, den im Osten der Senat, im Westen die Universität, nach Süden zum Teil das Gouvernementsgebäude umbaut, im Norden von einem jener tausend Granithügel abgeschlossen, die echt Finnland sind. Ueber edelgegliederte Treppen steigt man hinauf zu Engels Hauptschöpfung, zur Nicolaikirche, die den Hügel krönt, der Hauptkirche des zu 98 % evangelischen Landes. Von den vier Tempelfronten, die ihre griechische Kreuzform abschließen, schaut die westliche auf Engels köstlichsten Bau, die Universitätsbibliothek. Hier hat der Meister seinem Monumentalgefühl freies Spiel gegeben. Von drei Seiten mit Halbsäulen umstellt, wirkt der kleine Bau groß und doch wie eine gemütliche Biedermeierkomode, in die unglaublich viel hineingeht. Eine Turmlaterne von glücklichster Form gibt einer

Innenhalle gutes Licht. Das Innere entspricht wohl nicht allen neuzeitlichen Wünschen des Bibliotheksbetriebes. Aber diese Haupthalle stellt unserem oft übertriebenen Nur-Zweck-Verlangen ein Geistigeres gegenüber. Sie spricht zugleich wuchtig und doch graziös den edleren Gebrauchssinn aus.

Engel schuf mit tiefster deutscher Gründlichkeit. Er strebte nicht vor allem nach monumentaler Wucht; ruhevoll, klares Maß war im Äußeren sein Ziel, im Inneren aber ein sorgfältiges Bedenken der Zweckmäßigkeit, daß in jenen stilistisch etwas reichlich gewaltsam schaltenden Zeiten etwas sehr Seltenes ist.

Karl Ludwig Engel hat in Finnland tief nachgewirkt — zunächst günstig hemmend und mäßigend. Von den großen Städten des Nordens ist vielleicht nur Stockholm auch so verhältnismäßig gut über die bösen Baujahrzehnte des historischen Stiltaumels weggekommen wie Helsingfors. Heute wirkt Engel längst wieder schöpferisch anregend; vor allem in Eliel Saarinen ist sein freudig bekannter Einfluß wieder wach.

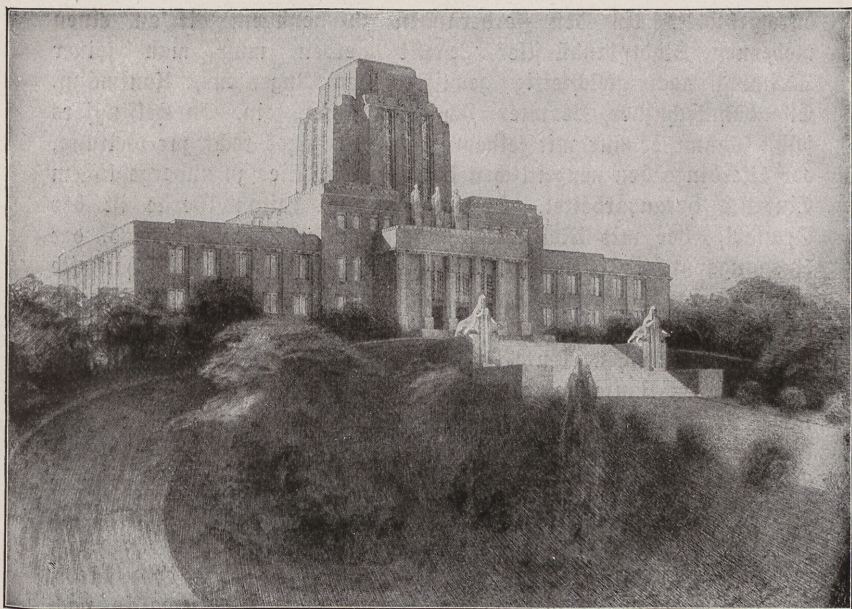
III.

Keine Kunst hängt so vom Wirtschaftlichen ab wie die Architektur. Finnland war, nachdem das anfängliche Petersburger Interesse erloschen war, auf sich selbst gestellt und rang sich zäh aber langsam aus ziemlicher Bedürftigkeit empor. Finnland baute seine Gebrauchsbauten noch immer vorwiegend aus dem reichlichen und bequemen Holz, trotzdem es an Steinmaterial die edelste Fülle hatte. Zu Monumentalbauten fehlte zunächst das Bedürfnis. Erst mußten auch die stammlich getrennten Volksteile, Finnen und Schweden, stärker zusammenwachsen, wozu im Positiven der Einfluß ihrer Dichtung, im Negativen der immer stärker werdende Druck des Zarismus mithalf.

Nach 1900 wurde dann aber auch im Lande der „Pörten“, der farbigen Holzhäuser und zwar zunächst fast ausschließlich in Helsingfors eine eigenartige Architektur groß, die das Urgestein des Landes, den Granit und den auch reichlich vorhandenen grauen Tuffstein fand. Die westliche Kulturwelt erfuhr von diesem Regen neuer Kräfte zum erstenmal auf der Weltausstellung in Paris 1900. Da bauten Gesellius, Saarinen und Lindgren im finnischen Pavillon ein erstes Dokument dieses neuen Strebens. Die Entwicklungsjahre tragen die Merkmale dessen, was wir in Deutschland Jugend- und Sezessionsstil nannten. Die Ornamentik trägt dick auf, mit dem „malerischen“ Baumotiv wird gespielt, das Material wird überbetont. Aber diese Zeit, diese sozusagen hypernationale Epoche hat auch Reiz. Die Ornamentik ging teilweise auf ostfinnische, auf karelische Bauernkunst zurück. Zunächst bewirkte die Freude am Neugefundenen

und doch Heimatlichen einigen Ueberschwang. Es ist ein zu lautes Donnern mit der Zyklopenwucht des Steines da. Aber allmählich paart sich die Kraft mit der Klarheit, das Originelle mit dem Organischen.

Gesellius, Saarinen und Lindgren, von denen der Deutsche Gesellius früh starb, arbeiten vereint das Nationalmuseum. Eine schwierige Aufgabe, die nur bedingt gelang. Viel reifer und eindrucksvoller ist der Bahnhof für Wiborg. Hier ist die Wellblechbude



Entwurf eines Landtagsgebäudes für Helsingfors von Eliel Saarinen

Architektur geworden. Die Vereinigung eines ganz neuzeitlichen Eindrucks von Zweckmäßigkeit mit der Befriedigung unseres Schönheitsverlangens an gebaute Form, ist hier geglückt. — Ist dieser Bahnhof schon ein Bau von Saarinen allein, so trennten sich die beiden nun auch äußerlich und arbeiteten stärker erkennbar ihre eigene Art heraus.

Armas Lindgren entwickelte sich nach der Seite des Phantasievoll-Anmutigen. Von seinen Bauten sagt man unwillkürlich „nordisches Venedig“. Die Art, wie die Schmuckform hier gewissermaßen angetragen ist, erinnert an die geistreich schmuckfrohe Fassadengestaltung venezianischer Renaissancepaläste. Sein neues Studentenhäus in Helsingfors ist wohl kein ganz organisches Gebilde, über-

rasch aber durch die reizvolle Frische, mit der die einzelnen Bauglieder ausgestaltet und zueinander gefügt sind. Man gesteht seiner Eigenart doch schließlich das Recht zu, die Dinge in seiner Weise zu formen.

Eliel Saarinen hatte schon lange vor dem Kriege der Kulturwelt seinen Namen eingeprägt. Der Preis für den Entwurf einer neugeplanten Hauptstadt in Australien, der Entwurf für den Friedenspalast im Haag, für das Königsschloß in Sofia trugen seinen Namen hinaus. Ein neuer Teil von Helsingfors wurde von ihm durchgebildet. Um den Forderungen zu genügen, die an einen modernen Stadtplankünstler gestellt werden, muß man seiner Meinung nach gleichzeitig gewissermaßen Ingenieur, Kaufmann, Eisenbahntechniker, Beamter, Schulmann usw. sein. In Helsingfors selbst kommt er nur mit seinem großen Bahnhof recht zur Geltung, der allerdings den neuzeitlichen Bahnhofsscharakter zu unvergeßlichem Eindruck herausarbeitet. In jedem seiner reifen Werke ist der Grundriß, der mit Meisterruhe überschaut und gebildet wird, der Ausgangspunkt. Ueber ihm läßt eine ruhevoll schaltende Phantasie organisch in Raumverteilung und Raumabmessung die Baugebilde erwachsen. Zur Zeit schafft Saarinen in Amerika im Auftrage eines jener reichen Leute, die begriffen haben, was Kultur ist, einen großen Bautenkomplex, bis die Zeit erfüllt ist und die staatlichen Zustände Finnlands sich so geordnet haben, daß Saarinen's Meisterwerk im Raum entstehen kann. Für die Granithügel des Observatoriums hat Saarinen das herrliche Landtagsgebäude, das wir zeigen, geplant. Die politisch widrigen Zeitläufte verhinderten seine Ausführung. Welche ruhevolle Größe in der breiten Gliederung dieser Massen. Wie würde auch in der Rückansicht vom Meer, vor der Einfahrt in den schönen Hafen, dieser sich gewaltig nach aufwärts hebende Turmblock ein erstes edles Wahrzeichen des Landes geben!

Neben einer Reihe von tüchtigen Architekten darf ein dritter Meister, Lars Sonck, nicht vergessen werden. Ich kenne keine Stadt, in der Bankgebäude so architektonisch bedeutend hervortreten wie in Helsingfors. Lars Sonck zeigte schon mit seiner Hypotheken-Vereinsbank, daß er des Monumentalen fähig sei, und seine „Börse“, das schönste Vereinsrestaurant in Helsingfors, bewies seine Gabe für die Gestaltung des graziös Behaglichen. Seine Kirchen in Helsingfors und Tammerfors zeigen, auch wo ihre Kühnheiten noch nicht gelingen, doch die ungewöhnliche Kraft zum Neuen, die man überhaupt das Merkmal dieser jungen Architektur nennen kann.

IV.

Die Tier- und Landschaftsmaler, die Brüder von Wright, der wackere Genremaler Ekman, der um die Jahrhundertmitte die

ersten Zeichenschulen im Lande gründete, Werner Holmberg, ein echter Landschaftskünstler, der zu früh starb, ein Kunstverein, der schon um die Jahrhundertmitte die Begabten ins Ausland schickte, 1863 in Helsingfors eine Galerie, die heute ein umfassendes Bild gibt — das sind die ersten nennenswerten Namen, das sind die ersten



Axel Gallén: Wäinämöinen im Kampf mit Louhi

Schritte, die ein kleines, wirtschaftlich gedrücktes Volk tut, um aus seiner nordöstlichen Vereinsamung den Anschluß an die europäische Kunstentwicklung zu suchen.

Erst in den letzten beiden Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts wurde Albert Edelfelt der Mittler. In Südfinnland bei Borgå aufgewachsen, in einer Gegend zwischen See und Seen, deren kraftvolle Küstenbevölkerung ihn im Volke tief verwurzelte, deren alte schwedische Herrensitze ihm die edle Sitte verfeinerter Kultur zutrug, in einer Umwelt, die gesättigt war von geschicht-

lichen Erinnerungen und in der vaterlandstolzen Luft, welche die Dichtung Runebergs, der in Borgå lebte, verbreitete, konnte diese warmherzige und vornehme Jünglingsseele schon früh alles aufsaugen, was seinem Schaffen den Grundcharakter gab. Das Sonnige seiner Natur kam aus einem hellen schwedischen Elternhause und aus der für Finnlands Geschichte glücklichsten Zeit seiner Jugend, da mit Alexanders II. Thronbesteigung auch für Finnland die lange gehemmte freie Entwicklung gekommen schien. Diese glückbeschenkte Siegenatur kommt, ein Zwanzigjähriger, über Antwerpen nach Paris, um die große Historie zu studieren. Und der Vierundzwanzigjährige malt eines der wenigen Geschichtsbilder, die heute noch ganz lebendig sind, „Herzog Karl die Leiche Klas Flemings verhöhnend“. Dann aber führt ihn Bastien Lepage an die frischen und doch schon gereinigten Quellen der malerischen Zeitströmung. Edelfelt hält Maß und wird kein Revolutionär. In die Heimat zurückgekehrt, malt er in hellen Farben seines Volkes Lebensgeschichte. Sein bekantestes Werk, „Gottesdienst in den Schären“, gibt nicht nur Gestalten im freien Sonnenlicht, sondern tief von Andacht ergriffene Menschen. Die Heimat ist nun politisch schwer bedroht, so illustriert er, durch sein Schwedenblut dazu berufen, Runebergs „Sährich Stål“ und endigt sein reiches Werk mit dem Wandbilde der Helsingforscher Universitätsaula, auf dem der schwedische Kulturbringer Finnlands, Gouverneur Per Brahe, durch Licht und Sonne in die Domkirche von Abo einzieht. Es ist Albert Edelfelts Werk, die europäische Malerei in Finnland und Finnland in die europäische Malerei eingeführt zu haben. Er war ein Europäer der Kultur, ein Schwede der Sprache, ein Finnländer dem Herzen nach. Ein Mensch umstrahlt von Glück, Glanz und Güte, war er auch innerhalb des schwedischen und finnischen Volksteils ein Verbindender. In der Verehrung und Liebe für ihn fand sich die ganze Nation.

Es ist tief bezeichnend, daß Edelfelt auf der Höhe seines Schaffens die Schöpfung Runebergs, die den letzten Heldenkampf Finnlands zur Schwedenzeit besingt, in Bild und Bildblatt gestaltet, und daß Axel Gallén-Kallela die beiden größten Dichtungen des finnischen Volkes, die Kalevala und Aleksis Kivis „Die sieben Brüder“, den vielleicht besten Bauernroman, den ein Volk besitzt, aus der Dichtung ins Augensichtbare übertragen hat. Auch Axel Gallén hat einen Bruchteil schwedischen Blutes, auch er hat die europäische Malkunst durchlaufen, aber er wurzelt nicht nur mit der Neigung des Herzens, sondern mit allen seinen Sinnen und der tiefen Eigenart seines Geistes im finnischen Volkswesen.

Als ich zum letztenmal in Helsingfors war, erlebte ich an zwei aufeinander folgenden Tagen Finnlands größten Maler und Finn-

lands größten Baukünstler und konnte dabei spüren, wie verschiedene Wesensart der Künstlermenschen umfaßt. Eliel Saarinen:



Axel Gallén: Sinnische Badestube

ernst, still, gesammelt. Oraniens Wort fiel mir unter dem Eindruck seines Wesens ein: „Ich stehe immer wie über einem Schachbrette.“ Rechnend, abwägend, mit jedem Zug dem Ziel, der Voll-

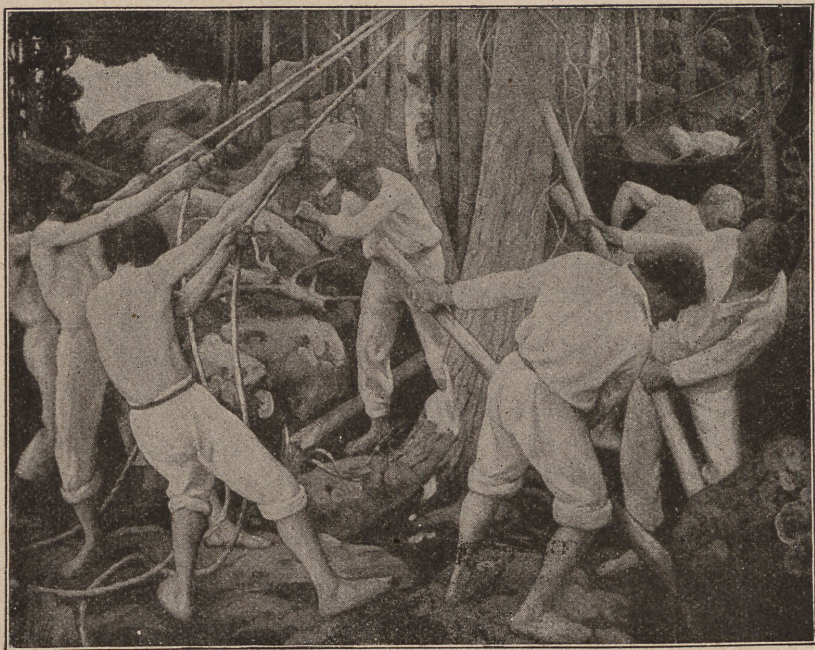
endung des Werkes näherkommend. — Axel Gallén: leuchtend, sprühend von Temperament, stürmisch im Ausdruck wechselnden Gefühls, nun weltmännisch spielend mit dem fieberhaft gefühlten Reiz der Dinge, nun dämonisch eingesenkt in den immer neudurchwühlten Grund, aus dem sein Großes emporwächst.

Axel Gallén, 1865 in Björneborg geboren, entstammt dem Bauerngeschlecht der Kallela, das durch Generationen hindurch in Mittelfinnland saß, und ist also mindestens durch Frauenblut Sinne. In der französischen Schule beginnt er an naturalistischen Stoffen sein Können zu erproben. Die folgende symbolistische Zeitwelle lockert schon mehr vom Grund seines Wesens. Aber als er dann Bilder malt, in welche die Lust am „épater le bourgeois“ mit hineinspielt, verläßt ihn das bisher willige Gefolge von Kritik und Publikum. Er flüchtet in die Einsamkeit. Eine volle Tagesbahnfahrt nördlich von Helsingfors, baut er sich im Urwald zwischen den Seen eine Riesenhütte. Hier lebt er sieben Jahre, flieht die „verruichte Geschicklichkeit“, die ihn mit Virtuosität bedrohte, verwurzelt sich unlösbar im heimischen Urgrund und findet allmählich seinen eigenen großen Stil. Nun hält er sich für reif, die Träume und Versuche seiner Jugend, die schon immer der Kalevala galten, zu erfüllen. In der großen Reihe neuer Bilder zur Kalevala vollzieht sich nun seine weitere Entwicklung. Wir zeigen den ersten Gipfel. Volle Sicherheit im Schauen und glaubhaftes Gestalten auch des Unwirklichen — Louhis und ihrer schlimmen Schaar — hat er hier zuerst. Gleiche Strenge der vereinfachten Farbe und der wie geronnenen Linie herrscht auch auf dem „Brudermörder“ und auf „Joukahainens Rache“. In späteren Bildern gibt Gallén wieder eine durchgebildete Fülle von Einzelheiten, wohl nur so war die werklaute Urwaldstille in „Ilmarinen schmiedet Sampo“ (die Zaubermühle, die Finnlands Glück bringt) mit ganzer Eindrucksstärke zu geben. Das gewaltigste der späteren Kalevalabilder aber ist „Der rasende Kullervo“ — übrigens der einzige soziale Empörer, den ein Nationalepos kennt —, der sich, wütend im Schwur, steil emporreckt. Ein farbenleuchtendes Freilichtbild im hellsten Sommerfrieden, durchzellt vom Schrei wahnsinniger Leidenschaft.

Auch vom besten was Gallén dann als stilgroßer Freskomaler, als in Seelen eindringender Porträtist und als humorerfüllter Illustrator der „Sieben Brüder“ schuf, gilt dies: Nur wo eine große Malerpersönlichkeit aus den Tiefen ihres Volkstums schöpft, wird Kunst, die uns alle angeht.

Wie der Lyriker neben dem Dramatiker, steht Eero Järnefelt neben Gallén. Eine lebenswache Lyrik, innig und gesund, singt mit vollendeter künstlerischer Schule und zugleich schlichtester Natürlichkeit aus seinen herzwarmen Bildern.

Auch die Genossen sind nicht gering. Da ist Enckell, der in seinem Auferstehungsbilde Größe hat. Da ist Pekka Halonen, der die Hauptarbeit des finnischen Bauern, die Waldarbeit, mit eigentümlich stiller Ergebenheit darstellt. Da ist der ein Jahrzehnt jüngere Rissanen, der ein so eigentümlich traumhaft wirkendes Werk wie das Bild mit der Tragbahre des verunglückten Mannes aus Jugendeindrücken gestaltet. Da war Hugo Simberg, ein melancholischer Idylliker, der den „Gärtner Tod“ radierte, da ist unter



Pekka Halonen: Wegebauer

den Jüngeren, stärker wohl in T. K. Sallinen als in M. Collin, Eigenart, die Werte schafft. Da sind ernsthaft schaffende Frauentalente, wie Denny Soldan-Brosfeldt, die aus der religiösen Sphäre des Sektenwesens schöpft, und Helene Schjervebeck, deren Werk ein herzlich mütterliches Frauengefühl durchströmt. Da wäre noch eine ganze Reihe Namen zu nennen, die den Eindruck eines zu selbständigem Malerschaffen herangereiften Volkes bestätigen.

V.

Es schafft immer ein wenig Verlegenheit, von der Plastik nordischer Völker zu reden. Weder England noch Schweden und Finn-

land hat einen Bildhauer vom Range ihrer großen Maltalente hervorgebracht. Der eine Norweger, Stefan Sinding, bestätigt als Ausnahme die Regel. Das Klima, das meist dicke, die Naturform verhüllende Bekleidung nötig macht, spricht da wohl mit, ebenso wie der Himmelsstrich, der mit Nebel und langen dunklen Zeiten die liebe Gewohnheit südlicher Gegenden, den Menschenleib hüllenlos oder doch mit deutlicher Silhouette in klarer Sonne zu sehen, nicht den kurzen Sommer überdauern läßt. Hinzu kommt der stärkere Drang nordischer Kunst nach dem Ausdruck seelischer Dinge, der dem Wesen der Plastik, die stärker als die Malerei auf reine Wirkung der Form gestellt ist, widerstreitet. Auch Finnland sprengt nicht diese Regel. Wikström, Malmberg — achtbare Meister unter anderen! V. Aaltonen, der eine gute Statue des Nationalstolzes Paavo Nurmi, aber auch ein stolzstrenges Freiheitsdenkmal in Nyslott geschaffen hat, wächst vielleicht über dieses gute Mittelmaß hinaus.

Und der Gesamteindruck dieser kurz gedrängten Darstellung? Ein Volk, das es in einem Jahrhundert trotz langen und harten Druckes zu solchen Kulturschöpfungen gebracht hat, ist unserer freundschaftlichen Teilnahme wert.

Helsingfors

Im Inselring liegst du im Meere
auf eisenharten Stein gebaut,
halb losgebunden, eine Schäre. —

Wie groß der Abend dich umgraut' —
des Tages Seh'n gab kluge Lehre,
im Dämmern hab ich dich geschaut:

Ein junggebildet edles Wesen,
in dumpfer Welt ein klares Sein,
ein heller Schein aus dunkler Wolke. —

Die Augen, wenn sie weiter lesen,
zweifeln vielleicht, heut fühl ich rein,
Verwandtschaft fühl' ich deinem Volke —

Denn Licht und Licht ist urverwandt. —
Der Deutsche reicht die feste Hand.

Carl Meißner 1912

Finnländische Versdichtung

Von Wilhelm Bolze

Man wird kaum zu viel sagen, wenn man behauptet, daß bis vor wenigen Jahren die nähere Bekanntschaft mit den Völkern Osteuropas und ihren wirtschaftlichen, politischen, sozialen und kulturellen Zuständen bei uns fast ausschließlich den engeren Kreisen der Sachgelehrten vorbehalten geblieben ist, und daß auch heute noch der weitaus größte Teil der literarisch und wissenschaftlich interessierten Laienwelt diesen Völkern fremd gegenübersteht. Erst die unmittelbare Berührung mit den osteuropäischen Völkern, die uns der Weltkrieg vermittelt hat, und die durch die jüngsten großen politischen und wirtschaftlichen Umwälzungen bedingte Notwendigkeit für die Völker Mitteleuropas, engere wirtschaftliche und geistige Beziehungen zum europäischen Nordosten zu pflegen, hat auch seit einigen Jahren ein stärkeres Interesse für die Kultur der Randstaatenvölker, vor allem der baltischen Völker und des finnischen Volkes, wachgerufen. Eine Reihe von Veröffentlichungen der letzten Jahre dienen der Erforschung und Popularisierung der Stammesart dieser Völker, ihrer Geschichte und ihrer Kultur. Dabei haben sich der Laienwelt schon bisher manche überraschende, wertvolle Entdeckungen dargeboten. Bis vor kurzem herrschten bei uns meistens über Länder und Völker des europäischen Nordostens reichlich unklare und phantastische Vorstellungen. Man pflegte bis zum Kriege alles, was jenseits der deutschen Ostgrenze lag, mit dem Sammelbegriff „Rußland“ zu bezeichnen, und verband damit oft die abenteuerlichsten Anschauungen von halbasiatischem Barbarentum. Heute endlich ringt sich jedoch immer mehr die Erkenntnis durch, daß die Bewohner der Randstaaten, nicht etwa nur die Polen, sondern auch die Litauer, Balten und Finnländer, ihrer ganzen völkischen Eigenart nach zu den Westeuropäern gehören.

Unter diesen Völkern haben sich die Finnländer, dank ihrer Rasseneigentümlichkeit und ihrer geographischen Lage, zu allen Zeiten die größte nationale und kulturelle Selbständigkeit zu bewahren vermocht. Der zähe, erbitterte Freiheitskampf dieses Volkes, das zunächst nur auf seine eigene Kraft angewiesen gewesen ist, weil seine Wirtschaftslage den westlichen Großmächten mit ihren imperialistischen Tendenzen keine Unterstützung als vorteilhaft erscheinen ließ, gegen seine zaristischen Unterdrücker, ist noch in frischer Erinnerung. Erst die große politische und soziale Weltrevolution des Krieges, der sich wenigstens in diesem Sinne als Bahnbrecher einer neuen Kultur erwiesen hat, brachte auch den Finnländern die ihnen geschichtlich zukommende Stellung in der europäischen Völkergemeinschaft. Durch die Verschmelzung der ugro-

finnischen Urbevölkerung mit skandinavischen Elementen, hat dies Volk ein, dem Germanentum stark verwandtes Gepräge erhalten, und seine Kultur und besonders seine Kunst haben deshalb eine bemerkenswert hohe Stufe erreicht. Die alte finnische Volksdichtung beispielsweise zeigt eine offenkundige Verwandtschaft mit den ältesten poetischen Denkmälern der Nordgermanen.

Der Grund dafür, daß bisher die Kenntnis der finnländischen Dichtung bei uns nicht in weitere Kreise gedrungen ist, liegt ganz einfach im Mangel an guten deutschen Ausgaben ihrer Hauptwerke. Die uns heute vorliegenden Uebersetzungen aus der finnländischen Dichtung haben im wesentlichen nur in der Gelehrtenwelt Eingang gefunden. Von den beiden großen Werken „Kalevala“ und „Kanteletar“ hat der bekannte Germanist Hermann Paul 1882 vollständige deutsche Ausgaben bei G. W. Edlund in Helsingfors herausgegeben. Auch von der modernen großen finnländischen Nationaldichtung „Sänrik Ståls sägner“ („Die Erzählungen des Sähnrichs Stal“) von Johan Ludvig Runeberg besitzen wir eine deutsche Uebersetzung von Wolrad Eigenbrodt. Sonst sind hauptsächlich nur in Zeitschriften und Anthologien deutsche Uebersetzungen einzelner finnländischer Dichtungen, besonders von Hermann Paul und Ernst Brausewetter, erschienen. Eine wirksame, volkstümliche Einführung in die finnländische Versdichtung bildet die charakteristische und wertvolle Proben enthaltende Sammlung „Aus der Versdichtung Finnlands“, die der Finnländer Johannes Vehnquist herausgegeben hat (Felix Lehmann Verlag, Berlin-Charlottenburg). Dieser Sammlung sind auch die nachstehend angeführten Proben entnommen.

Wir haben in der finnländischen Literatur eine finnisch-sprachliche und eine schwedisch-sprachliche Dichtung zu unterscheiden. Die finnische Sprache war bis vor kurzem hauptsächlich bei den niederen Volksschichten gebräuchlich, während das höher entwickelte Schwedisch die bevorzugte Sprache der Gebildeten war. Wir machen hier also die gleiche Wahrnehmung wie bei der flämischen Literatur, deren Meisterwerke zum nicht geringen Teile in französischer Sprache geschrieben sind. In beiden Fällen aber bleibt auch in der fremdsprachlichen Dichtung die nationale Eigenart ihrer Autoren — ich brauche nur auf Charles de Coster und Johan Ludvig Runeberg hinzuweisen — in vollstem Maße gewahrt.

Das Vorhandensein einer originalen finnischen Volksdichtung ist bis vor hundert Jahren auch in Finnland selbst nur wenig bekannt gewesen. Ihre ältesten Schöpfungen hatten sich nur durch die mündliche Ueberlieferung von Generation zu Generation im ost-

finnischen Kareliden fortgepflanzt, und mußten erst durch unermüdliche Forscherarbeit ans Licht der Öffentlichkeit gezogen werden. Nachdem schon Zachris Topelius der Ältere, der Vater des berühmten gewordenen finnländischen Dichters gleichen Namens, begonnen hatte, finnische Volkslieder, die er karelischen Volksängern abgelauscht hatte, aufzuzeichnen und von 1822 an zu veröffentlichen, ist aus diesen ersten Versuchen einer literarischen Festlegung der finnischen Volksdichtung allmählich durch die Lebensarbeit eines Mannes das Hauptwerk der finnischen Literatur, das große Heldenepos „Kalevala“, hervorgegangen.

Was für die Juden das Alte Testament, für die Griechen die Gesänge Homers, für die ältere deutsche Dichtung die Edda und das Nibelungenepos bedeuten, das bedeutet die „Kalevala“ für die finnische Volkspoesie. Das Verdienst der Entdeckung und Herausgabe dieses Werkes gebührt dem finnischen Arzte Elias Lönnrot, und diese Leistung ist nicht geringer einzuschätzen als die von Karl Lachmann, Arnim und Brentano, den Brüdern Grimm u. a. um die Wiederbelebung der altdeutschen Volksdichtung. Schon als Student hat sich Lönnrot mit inniger Leidenschaft in das Studium der finnischen Volksdichtung versenkt und einige Proben, die er dem Volksmunde ablauschte, gesammelt und unter persönlichen finanziellen Opfern veröffentlicht. Nach seiner Niederlassung als Arzt in einem der Urheimat der karelischen Volksänger benachbarten Städtchen hat er dann seine Lebensaufgabe daran gesetzt, den ganzen Schatz der finnischen Volksgefänge zu sammeln, in einen Zusammenhang zu bringen, und aus den mannigfachen Ueberlieferungen die schönste und lebendigste Form auszuwählen. So ist endlich ein geschlossenes Volksepos zustande gekommen, in fünfzig Gesängen — „Runen“ genannt —, die rund 23 000 Verse umfassen, dem der Herausgeber nach der Heimat der darin auftretenden Helden den Namen „Kalevala“ gab. Die metrische Form dieser Dichtung sind vierfüßige (und zwar stets achtsilbige) Trochäen mit Stabreimen, ein Versmaß, das auch der übrigen alten finnischen Volkspoesie eigen ist, und dem wir auch in dem nahe verwandten estnischen Nationalepos „Kalewipoeg“ begegnen. Gegenüber den spröden, dünnen estnischen Wortformen hat übrigens das Finnische den Vorzug weicherer, geschmeidigerer, melodischerer Formen. Eine gewisse Breite und Eintönigkeit erhält die „Kalevala“ nur durch die stilistische Eigentümlichkeit der ständigen Wiederholung des gedanklichen Inhalts einer Verszeile in verändertem Wortlaut, ähnlich wie bei den altjüdischen Psalmen. Gleichwohl gehen von den vielfach sehr wuchtigen und dramatisch bewegten Schilderungen der „Kalevala“ starke künstlerische Eindrücke aus. Freilich hat es erst langer Jahre bedurft, bis Lönnrots Werk

in seinem Volke Wurzel gefaßt hat, da die geistige Kultur des finnischen Volkes viel zu primitiv war, um ein Verständnis dieser literarischen Kostbarkeit zu ermöglichen, und die gebildeten Kreise den finnischen Sprachwundern fremd gegenüberstanden.

Inhaltlich weist die „Kalevala“ manche Ähnlichkeiten mit den Gesängen der alten Edda auf, deren Entstehung etwa in das gleiche Zeitalter fällt. Die Dichtung ruht auf rein mythischer Grundlage und greift in ihren ersten Gesängen bis auf die Entstehung der Welt und der Lebewesen auf der Erde zurück. Mit Ausnahme des Schlusses, der der Dichtung erst in viel späterer Zeit angefügt worden ist, stammen die Gesänge in der überlieferten Form wohl aus den letzten Jahrhunderten vor der Einführung des Christentums in Finnland, und aus dieser Entstehungsgeschichte ist auch der Verlauf der geschilderten Handlung — die Kämpfe und Wikingerfahrten und das Abenteuererleben der sagenhaften Volkshelden und der am Schlusse symbolisch angedeutete Sieg des Christentums über das Heidentum — zu erklären. Aber nicht die Darstellung kriegerischer Konflikte und die Verherrlichung kriegerischer Tugenden, die überhaupt hinter rein geistigen Eigenschaften zurückstehen müssen, nehmen den größten Raum ein, sondern die bis ins einzelne gehenden Schilderungen des Alltagslebens, der Landschaft und der wirtschaftlichen, kulturellen und religiösen Entwicklung. Dadurch überwiegt den dichterischen Wert der „Kalevala“ noch ihre unerschöpfliche kulturgeschichtliche Bedeutung.

Auch das zweite große Werk der finnischen Volkspoesie, das in 700 lyrischen Gesängen unter dem Titel „Kanteletar“ (Kantelelyra) die wertvollste Ausbeute der finnischen Volkslyrik enthält, verdanken wir dem unermüdlichen Forscherfleiß Lönnsrots. Der dichterische Wert des Werkes ist zwar nicht gerade groß, und die künstlerischen Unvollkommenheiten und die geistige Anspruchslosigkeit, die schon den absoluten Wert der „Kalevala“ beeinträchtigen, kommen hier noch stärker zum Ausdruck. Für die Gemütsverfassung des finnischen Volkes ist es bezeichnend, daß sich in seiner Lyrik oft ein Hang zu leiser, bitterer Schwermut und wehmutsvoller Entsagung kundgibt. Auf der andern Seite spricht sich in ihr oft eine naive, ausgelassene Fröhlichkeit, ein gutmütiger Spott und ein derber, burlesker Humor aus. Von weiteren Sammlungen finnischer Volksdichtung, die gleichfalls auf Lönnsrots Herausgeber eifer zurückgehen, ist noch eine große Auswahl alter finnischer Zauberrunen, eine umfangreiche Sammlung finnischer Sprichwörter und ein Band finnischer Rätsel hervorzuheben. Aber die finnländischen Archive bergen noch viele reiche Schätze, die einstweilen noch nicht gehoben sind.

Die finnisch-sprachliche Kunstdichtung ist erst sehr jungen Datums, erreicht aber vielfach eine Höhe und Reife, die hohe Bewunderung verdient. Sie steht stark im Banne der Romantik, und der träumerische Zauber Griegscher Musik liegt über ihr ausgebreitet. Phantastische Märchen- und Elfenstimmungen, eine Vorliebe für das geheimnisvolle Hellbunkel der Dämmerung, wie wir sie auch bei Kerner und besonders Mörike finden, sind ihr eigen und spiegeln den eigenartigen Zauber der finnischen Landschaft wieder. Oft kommt eine wundervoll ergreifende Schmerzlichkeit mit leidenschaftlicher Innigkeit zum Ausdruck. Man höre nur beispielsweise diese Verse der finnischen Dichterin *E. Onerwa*, die zu den bedeutendsten Vertretern der modernen finnischen Lyrik zu zählen ist:

Ich trank aus eines Zauberers Hand
zur Neige des Bechers Feuer:
nun windet sich nie mehr um mein Haupt
bräutlicher Myrtenschleier.

In Asche versinkt jeder Sehnsuchts Traum,
meine Freude wird mir zum Leide,
ich kann nicht lieben wie die anderen all',
ich schwör' keine ewigen Eide.

Du warst mein Freund jüngst — sei mir nicht gram —,
jetzt sind wir fremd einander!
Bin ein rinnender Bach und ein flatterndes Blatt,
weiß selbst nicht, wohin ich wander'.

Was der modernen finnischen Lyrik, deren Inhalt doch vorwiegend die dichterische Wiedergabe und Deutung von Stimmungen und seelischen Vorgängen ist, einen so packenden Reiz verleiht, ist ihr Reichthum an Bildern von ungemein anschaulicher Plastik und glühender Farbenpracht, die Echtheit und Stärke der Erlebniskraft, die gedankliche Eigenart und Tiefe und die Wucht, wie auch die Zartheit des sprachlichen Ausdrucks. Gegenüber der naiven altfinnischen Volksdichtung hat die moderne finnische Lyrik einen im Schillerschen Sinne sentimentalischen Charakter, und durchweg einen düsteren, fast tragischen Grundzug. Bezeichnend für die vorherrschende Gedankenwelt ist das nachfolgende kleine Gedicht „Das Schicksal“ von *Lauri Pohjantähti*:

Taumelnd streben nach dem Himmelsrande
Karawanenreih'n,
sinken sterbend hin im Wüstenlande —
die Sphinx blickt lächelnd drein.

Hinsinken tausend, abertausend Jahre
 in Staub und Stein
 als tausender Karawanen Bahre –
 die Sphinx blickt lächelnd drein.

Ein besonders hervorstechender Charakterzug, der sehr häufig in der finnländischen, auch der schwedischsprachlichen, Dichtung wiederkehrt, ist die tiefe, sehnuchtsvolle Heimatliebe des finnländischen Volkes. Auch in ihr offenbart sich die nahe geistige Verwandtschaft der Finnländer mit den germanischen Völkern, und es mutet uns ganz vertraut an, wenn die Dichterin L. O n e r v a in ihrem Gedichte „Dunkle Blätter“ bekennt:

Warum schaußt du, in Nächten des Südens,
 so ins Aug' mir, du dunkles Blatt?
 Ach, mein Herz verlangt voller Sehnsucht
 nach der weiß verschneiten Stadt.

Dunkle Blätter in Nächten des Südens,
 unbegreiflich ist euch mein Leid.
 Ferne, ach, ferne in Ländern des Nordens
 schimmert die Heide im Tränenkleid.

Die bedeutendsten und gefeiertsten modernen Dichter Finnlands, die eigentlichen Klassiker seiner Nationalliteratur, haben sich allerdings, wie schon oben angedeutet, der schwedischen Sprache bedient. Ihr Ursprung geht auf den Kampf um die nationale Selbständigkeit des finnischen Volkes zu Beginn des vorigen Jahrhunderts zurück, und das nationale Moment nimmt auch in der schwedischsprachlichen Versdichtung Finnlands einen breiten Raum ein. Ihr bedeutendster Vertreter ist J o h a n L u d v i g R u n e b e r g (1804 bis 1877), den man im eigentlichen Sinne als Finnlands Nationaldichter bezeichnen kann. Den Hauptgegenstand seiner Darstellung bildet die Verherrlichung der Geschichte und der Tugenden und Tüchtigkeiten seines Volkes. Ihr gilt vor allem sein bekanntestes und künstlerisch reifstes Werk, die Balladensammlung „Die Erzählungen des F ä h n r i c h s S t å l“. Auf dem Hintergrunde des finnländischen Freiheitskampfes von 1809 entrollt er in diesen 34 Balladen in einer Reihe markanter, scharf umrissener, farbiger Episoden, ungemein anschauliche, packende Bilder der heroischen Eigenschaften und der glühenden Vaterlandsliebe seines Volkes, und verkörpert es in den treffend und erschöpfend charakterisierten Typen des Heerführers und des gemeinen Soldaten, des Staatsbeamten und des Bauern, des Handwerkers und des Händlers usw. Noch in einer Reihe weiterer, größerer und kleinerer epischer Dichtungen, erscheint

uns Runeberg als Herold seines Volkes. Ueberall ist das national-finnische Moment stark betont.

Runebergs dichterischer Ausdruck ist von lebensvoller Realistik, unkomplizierter Klarheit und Einfachheit und einer kühlen, bisweilen reichlich nüchternen Objektivität. Mitunter leiden seine Darstellungen unter einer ermüdenden epischen Breite. Seine optimistische siegfrohe Lebensauffassung und seine unpsychologische Betrachtung des Weltvorgehens kennzeichnen die Richtung seiner dichterischen Begabung als die eines reinen Epikers. Wohl hat er sich gelegentlich auch als Lyriker betätigt, aber eine tiefere Wirkung bleibt ihm dabei versagt, weil ihm die Fähigkeit fehlt, sich in rein gefühlsmäßige Stimmungen zu versenken. In seinen epischen Darstellungen ist er aber so recht der Schiller seines Volkes geworden.

Ganz anders geartet ist sein Zeitgenosse Lars Jakob Stenbäck (1811—1870). Der sieghaft hellen, heiteren, lebensbejahenden Natur Runebergs tritt in seinem Charakter ein düsterer, pessimistischer, tragischer Grundzug gegenüber, der ihn vorwiegend zum Lyriker stempelt. Seine Kunst hat einen starken ethischen Zug und spiegelt den aufwühlenden, erschütternden, ewig unfruchtbaren Kampf der nach innerer Befreiung ringenden Seele, mit den Verlockungen und Verführungen der Sinnenwelt wider. Das Leid, der Welt Schmerz, das zermürbende, unruhvolle Schwanken zwischen Aufraffen und Ermatten, die hoffnungslose Sehnsucht nach Reinheit und Frieden, und der Verzicht auf Glück und Freude, tönen uns aus seinen Versen entgegen. In seinem Gedichte „Seufzer des Erweckten“ bekennt er von sich selbst:

Mein Herz ist eine Stätte rauchender Ruinen,
wo wild und wirr und heulend knirschen Sturmlawinen,
und selten flüchtig nur die Sonnenstrahlen schlenen.

Selbst wo der Dichter sich gelegentlich freundlicheren Stimmungen hingibt, liebt er es, diese Stimmungen zum Schlusse mit einem heineschen Synismus zu zerstören. Stenbäck verbindet mit einer ergreifenden Tiefe, Leidenschaftlichkeit und bis zur Selbstmarterung gehenden Ehrlichkeit des inneren Erlebens einen bezwingenden Reichtum und Glanz des dichterischen Ausdrucks, der bisweilen an die Herbeität und Wucht der Hebbelschen Lyrik erinnert, und den Dichter den namhaftesten Lyrikern des vorigen Jahrhunderts zugesellt.

Eine weite Kluft trennt wiederum Stenbäck von Zachris Topelius (1818—1898), dem dritten Klassiker der modernen finnländischen Dichtung, und ihrem fruchtbarsten und vielseitigsten Autor. Er hat ein sonniges, weichherziges, liebenswürdiges, lachendes Temperament, in das sich bisweilen ein leiser Hauch von Senti-

mentalität mischt, und eine unerschöpfliche, spielerische Phantasie. Seine Welt ist vor allem die Idylle und das Märchen, das er mit dem ganzen anmutigen, duftigen, geheimnisvollen Mondnachtzauber von Mörikes Orplidwelt zu erfüllen weiß. Darin gerade beruht die große Volkstümllichkeit von Topelius bei seinen Landsleuten. Dabei ist ihm ein Wohlklang der Sprache und eine Fülle, Farbigkeit und Zierlichkeit der Bilder eigen, daß ein schwedischer Kritiker seine Sprache einmal mit dem Italienischen verglichen, und von ihr gesagt hat, sie sei „ein Serenadenschwedisch, das zu Gitarrenklang und Abendrauschen des Windes paßt.“ Dank seiner großen Fruchtbarkeit, hat Topelius auch eine Anzahl historischer Romane, Dramen, Erzählungen usw. geschrieben. Auch in diesen Werken herrscht ein fröhlicher Optimismus, eine innige Frömmigkeit und Naturliebe, und ein schalkhafter, gutmütiger, anspruchsloser Humor, und überwiegt das schillernde romantisch-phantastische Element, das ihn vor allem zum Verherrlicher der eigenartigen landschaftlichen Reize seiner Heimat stemmelt.

Diesen drei bekanntesten und angesehensten, von der Literaturkritik nicht mehr umstrittenen Meistern der neueren finnländischen Dichtung reiht sich noch eine große Zahl zum Teil hochbedeutender Dichter der jüngeren Generation an. Manche von ihnen haben mit der modernen internationalen literarischen Entwicklung Schritt gehalten, und sind noch über die drei genannten Klassiker Finnlands hinausgewachsen. Sie offenbaren teilweise eine überraschende Originalität und Kraft der Gestaltung, und gewinnen in der Blütezeit der nordländischen Literatur, die seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts besonders von den großen skandinavischen Dichtern ausgegangen ist, eine nicht zu unterschätzende Bedeutung, die zu erforschen und zu würdigen noch eine dankbare Aufgabe für die Literaturkritik sein dürfte.

Alle diese Dichter überragt der jung verstorbene Karl August Tavastjerna (1860—1898). Auch ihm haftet noch stark das Erbe der alten Romantik an, die schwärmerische Gefühlseligkeit, die innere Zerrissenheit, der Hang zum Sinnen und Träumen, und der berauschte musikalische Zauber des dichterischen Ausdrucks. Aber seine klare, scharfe Beobachtungsgabe macht ihn auch empfänglich für den realistischen Stil der Darstellung, wie er sich seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts von Frankreich aus verbreitet hat, und die Feinheit und Echtheit seiner psychologischen Zeichnung, verleiht besonders seinen Romanen einen hohen Wert. Wie in allen finnländischen Dichtern, lebt auch in ihm eine glühende Heimatsliebe, und von dem ewigen seelischen Konflikt, den er infolge der Verständnislosigkeit seiner Landsleute hat durchkämpfen

müssen, gibt sein Gedicht „Heimwärts im Herbststurm“ ein packendes Zeugnis.

Im Grunde ist Tavaastjerna, trotz der Unbestechlichkeit und Reife seiner Lebensbeobachtung, ein vollkommener Subjektivist, und in der Zwiespältigkeit, die dadurch seinem ganzen Schaffen aufgeprägt ist, charakterisiert sich gerade das geistige Antlitz des heutigen intellektuellen Finnland. Die nähere Bekanntschaft mit der finnländischen Kunst eröffnet uns Einblicke in ein hochentwickeltes Geistesleben, das berufen scheint, in kommenden Zeitaltern noch die Aufmerksamkeit der alten Kulturvölker auf sich zu lenken. Die Ostorientierung des künftigen politischen und wirtschaftlichen Lebens Mitteleuropas, und die nahe völkische und geistige Verwandtschaft des finnländischen Volkes mit dem Germanentum legen auch uns Deutschen eine lebhafteste Teilnahme am Geistesleben dieses Volkes nahe.

Elegie

Von B. A. Koskenniemi

Deutsch von Johannes Dehquist

Einsam bist du, o Mensch, im Kreis der Lebendigen einsam,
einsam erblickst du das Licht, einsam stirbst du dahin.

Einen Schritt oder zwei neben andrem glaubst du zu wandern,
aber schon ist er voraus, oder blieb er zurück.

Einen Moment oder zwei glaubst du am Herzen zu wärmen
Deinesgleichen, doch sieh! — nur einen Fremden hieltst du!

Nicht ein Auge fandst du, das deinem Blicke wohl standhielt,
keine Hand, die nicht bald deiner entglitten wär'.

Kalt ist der Sinn des Freundes und kalt das Herz der Geliebten,
nur die Lippe erbebt, aber das Herze bleibt starr.

Findest zum Spiel wohl Genossen, doch nicht zur Freude und Trauer,
einsam zu Asche verglühn muß dein stärkstes Gefühl.

Nur deine eigne Sehnsucht schuf dir Freund und Geliebte,
ein Phantom, das zerstäubt, wenn du nahe ihm kommst.

So bist du einsam, o Mensch, im Kreis der Lebendigen einsam,
einsam erblickst du das Licht, einsam stirbst du dahin,

einsam birgst deine Fehler und weinst deine Tränen du einsam.

Einzig und ewig getreu ist dir dein Schatten allein.

Matti

Von Ju h a n i A h o

Aus dem Finnischen von Rita Oehquist.

Nach einem Mann mit soviel Humor kann man weit und breit suchen! In seiner Redeweise ist er ruhig, gelassen und langsam; auch sonst unterscheidet er sich in seinem Benehmen nicht von anderen Bauern. Aber dennoch ist er der berühmteste Mann im ganzen Kirchspiel, und unzählige Anekdoten sind über ihn in Umlauf, die — sobald ein Fremder in die Gegend kommt — hervorgeholt werden.

Als einziger Sohn eines vermögenden Vaters erbte er mehrere Höfe. Aber sobald er sie in die Hand bekam, verpachtete er sie sämtlich, mit Ausnahme eines einzigen, den er selbst bewirtschaftete.

Aber wie bewirtschaftet er ihn!

Das ist so eine Seite seines Lebens, die für seine Nachbarn eine unerschöpfliche Quelle der Verwunderung bildet.

Vor allem hat er die Angewohnheit, nie die geringste Ausbesserung an seinen Gehöften vorzunehmen. Er flickt kein Dach, wenn es anfängt undicht zu werden; er legt keine neuen Dielen, wenn die alten morsch werden. Wird ihm aber in einer seiner Stuben die Nässe von oben her zu lästig, und dringt von unten her die Kälte herein, so zieht er in ein anderes und läßt das erstere ungeheizt stehen. Darüber haben sich natürlich viele gewundert, und ihn oft gefragt, warum er nicht das Dach ausbessere. Und ebenso oft hat Matti die klassische Antwort gegeben: „Wer geht denn wohl hin und bessert sein Dach aus, wenn es regnet?“ — „Aber zwischendurch ist doch auch mal trocknes Wetter.“ — Und wiederum antwortet er: „Wenn's draußen trocken ist, dann leckt es ja auch nicht.“

Dächer halten eine Zeitlang, aber schließlich keine Ewigkeit. Und kann er in keinem einzigen Zimmer mehr trocken sitzen, so verläßt er einfach den Hof, siedelt auf einen anderen über und lebt da ebenso weiter.

Auch aus andern Ursachen ist er dazu gezwungen, denn ebenso wie mit den Zimmern, geht es ihm mit seinen Feldern. Er verlangt nämlich nie der Erde mehr ab, als sie gutwillig hergibt. Sieht der Acker so aus, als trüge er nicht mehr gern Frucht, so zwingt er ihn nicht dazu, sondern läßt ihn zur Wiese werden. Auf der Wiese schneidet er Heu, solange sie Gras trägt. Fängt da aber Wald an zu wachsen, so läßt er den ruhig wachsen und wendet sich mit seiner Sense zum Riedgras. Und fragt man ihn, warum er auf seinem Acker Wald kultiviert, so gibt er zurück:

„Irgendwo muß doch auch der Wald wachsen dürfen — wo er doch heutzutage nirgends mehr in Ruhe gelassen wird!“

Zwei Höfe hat er nun schon auf diese Art bewirtschaftet, und letzten Herbst zog er auf den dritten, um dort ebenso weiterzumachen.

Dieselbe unbegrenzte Freiheit, die er seinem Grund und Boden und seinem Hof läßt, gewährt er auch allem andren. Noch hat er keinen einzigen Zaun gebaut außer dem Grenzzaun. Den zu setzen war er auf Verlangen der Nachbarn gezwungen worden. Sein Vieh darf deshalb auch frei umherlaufen, wo es ihm behagt. Den ganzen Sommer lang sieht man seine Kühe, Pferde, Schweine und Schafe kunterbunt durcheinander auf Wiesen und Feldern und an den Ackerrainen. Da mähen, pflügen und ernten sie mit dem Gesinde um die Wette. Und fragt man ihn wiederum: „Warum das alles?“ — „Sie können sich doch ebenso gut selber alles da draußen holen, als daß ich es ihnen heranschleppe!“ ist seine Antwort.

Bei solcher Behandlung gedeiht das Vieh prachtvoll. Die Tiere werden rund und fett und — seltsam genug! — tun sie nicht so großen Schaden, wie man erwarten sollte. Wenigstens hat man nie gehört, daß Matti ein schlechtes Jahr gehabt, oder daß es ihm an Viehfutter gemangelt hätte.

Die Nachbarn haben natürlich alles mögliche gegen Mattis Wirtschaften einzuwenden. Aber er fertigt sie kurz ab. Einmal kommt die Alte vom Nachbarhof angelaufen: „Schnell, schnell, Alter! Die Schweine haben sich so tief in den Schober hineingefressen, daß nur noch die Stummelschwänze rausgucken!“ ruft sie bereits in der Thür. Matti, der gerade sein Mittagsschläfchen halten will, bleibt ruhig liegen und sagt: „Mein Gott, Frauenzimmer, dann geh und bring' ihnen was zu saufen, damit sie nicht mitten in der Mahlzeit auf den Hof zu kommen brauchen zum Trinken.“

Ein anderes Mal fragt ihn jemand, warum er einzelne Schweine sieben, acht Jahre lang hielte, und Matti erklärte ihm den Grund hierfür so: „Warum soll ich sie schlachten — wenns doch nette, gute Tierchen sind, und man nun doch mal Schweine auf dem Hof haben muß?“

Matti, der Junggeselle ist, und nie dazu kam, sich eine Frau oder sonst eine Hilfskraft zuzulegen, hat manchmal drei dringende Arbeiten auf einmal zu verrichten: es mußte geheut werden, es mußte Korn gemäht werden, und in der Stadt wären Besorgungen zu machen. Alles ist gleich wichtig. Nimmt er sich das eine vor, so kommt das zweite zu kurz; macht er sich ans zweite, so muß das dritte drunter leiden. Aus solcher Klemme zieht er sich stets so, daß nicht die eine Verrichtung der anderen ins Gehege kommen kann:

er legt sich zu Bett und schläft so lange, bis für alle drei Arbeiten der Zeitpunkt vorüber ist. „Jetzt komm ich nirgends mehr rechtzeitig hin“, sagt er beim Aufstehen, und zündet sich zufrieden sein Pfeifchen an.

Einmal hatte er aus dem Gemeindemagazin sich Saat geliehen. Als der Rückgabetermin da war und Matti das Geborgte wieder zurückerstattete, wurde gerügt, daß seine Saat schlecht gereinigt sei. Matti wendete ein, daß er sie so im Futterkasten auf dem Speicher seiner Herberge im Kirchdorf verwahrt hätte, wo er sie damals beim Empfang untergebracht hätte. „Ja, aber weshalb hast du denn Saat geliehen, wenn du keine brauchtest?“ fragte man ihn. „Weil ich die anderen auch welche nehmen sah; da wollte ich nicht zurückstehen“, meinte Matti.

Seine Steuern hat er noch nie anders bezahlt als bei der Zwangseintreibung. Erst wenn der Länsmann auf den Hof kommt und anfängt das Vieh aufzuschreiben, wirft er das Geld auf den Tisch.

Einmal wollte er den Spaß noch weiter treiben, und ließ seine Kühe zur Versteigerung in die Stadt führen. Schon wird der Auktionshammer gehoben, da stellt sich Matti ein und bezahlt seine Schuld. „Warum hast du nicht vorher bezahlt?“ schnauzt ihn der Länsmann an. „Das Geld dazu war ja schon da gewesen“, antwortet Matti, „aber als sie kamen und die Kühe holten, da dachte ich so bei mir: Gönn ihnen nur, daß sie sich auch mal die Stadt ansehen! Denn ich selber komm ja später doch nie dazu, sie hinzuführen!“

Voller solcher Possen ist Mattis Leben, und jedes Jahr verfällt er auf neue. Offenbar fühlt er sich nicht wohl in seiner Haut, wenn nicht von ihm geredet wird!

Im Kirchenbuch steht er unter dem Namen Matti Kupeinen, aber im Dorf heißt er schon lange nur: „Jur-Matti“.

Ich suche zusammenzubinden . . .

Von Karl August Tavastsjerna
Deutsch von Johannes Dehquist

Ich suche zusammenzubinden
Seeduft und Waldestraum,
in metrisch klingende Wellen
mit Reimen als krönendem Schaum.

Und all die klingenden Wellen,
der Reime krönender Schaum,
sie sollen dich wiegen und singen
in Seeduft und Waldestraum.

Ein Weihnachtsabend im finnischen Bauernhause

Von A. Kett

„Also abgemacht!“ sagte der Schwager meines Wirtes, der in der weiteren Umgebung Wiborgs einen größeren Bauernhof besaß. „Weihnachten verleben Sie bei uns. Nächsten Freitag hole ich Sie ab.“ Dann drückte er mir und meinem Wirte die Hand und fuhr mit seinen kleinen Braunen unter hellem Schellengeläute davon.

Am besagten Freitag, am Tag vor Heiligabend, saß ich auf meinem Zimmer und sah auf das Leben des Marktes, der sich in einen Christbaumwald verwandelt hatte. Da klopfte jemand an meine Tür, und auf mein „Sisään“ (herein!) öffnete das dralle, blondhaarige Stubenmädchen, um mir mitzuteilen, daß Antti Hiljainen angekommen sei, um mich abzuholen. Ehe ich noch fragen konnte, wer Antti Hiljainen sei, drängte sich eine große, vierschrotige Person ins Zimmer, schob das entrüstete Stubenmädchen beiseite und erzählte: Sein Herr lasse sich entschuldigen, er sei abgehalten worden, mich persönlich zu holen, und schicke ihn. Im übrigen könne ich aber unbesorgt sein, er kenne die Pferde und jeden Weg und Steg, ja jeden Strauch und Stein von hier bis zum Gehöft. Das alles kam in trockenem, gleichmäßigem Tonfall und so langsam heraus, daß ich Zeit hatte, mir meinen Besuch näher anzusehen.

Ein echter finnischer Bauerntypus! Unter dem blonden, weit in die Stirn hängenden Haar zwei große, blaue Augen. Zwischen den vorstehenden Backenknochen eine dicke Nase, und darunter ein breiter Mund. In einem Mundwinkel, wie festgewachsen, eine unsaubere Pfeife, die jeden Laut des Mundes mit einer dicken Rauchwolke begleitete. Auf dem Körper ein gegerbtes Schaffell; an den Händen große Fausthandschuhe, die Peitsche und Fellmütze festhielten. An den Füßen endlich hohe Pjeksstiefel, lappische Stiefel mit weichen Sohlen ohne Absätze, die die Schritte lautlos und weich machten. Keine Salonfigur, aber sympathisch und vertrauenerweckend! Ich lud Antti zum Sitzen ein und reichte ihm eine Zigarre, denn sein schrecklicher „Blätter“tabak verpestete mein ganzes Zimmer. Er steckte sie mit einem „Kiitos!“ (Danke) ein, und rauchte seine Pfeife ruhig weiter. Da packte ich denn schnell einige Sachen zusammen, und fünf Minuten später sauste unser Schlitten über die Brücke am alten Festungsturm ins Land hinein.

Der Weg führte in eigenwilligen Windungen vorwärts. Bald gings hinab zu einem reißenden Fließchen, dann die Flußsenkung hinauf durch dichtes Gebüsch, vorbei an steilen Abhängen bis zur Höhe eines weiten Feldes. Jetzt schlängelte sich der Weg durch massenhafte erratische Steinblöcke, um auf der anderen Seite wieder

abzufallen. Der Fernblick immer begrenzt durch mächtige Fichten und Kiefernwaldungen, die von Schnee und Eis starren. Ich versuchte Antti zum Sprechen zu bringen, aber vergebliche Mühe! Er hörte mich ruhig an. Nur ab und zu warf er ein erstauntes „Ei!“ (Nein!) in meinem Bericht. Als ich aber unter anderem davon sprach, daß in Berlin und anderen großen Städten Eisenbahnzüge unter den Straßen fahren, um den gewaltigen Verkehr zu fördern, traf mich ein hastiger, forschender Blick, der ungefähr sagte: „Na, nu ist's aber genug!“ Ich hörte denn auch auf zu sprechen, zumal sich ein kalter, heftiger Wind erhoben hatte, der das Sprechen erschwerte. Gott sei Dank stopfte Antti jetzt auch seine Pfeife von neuem mit meiner Zigarre, welche er zerbrach und zerrieb. Dann steckte er die Pfeife wieder in den Mundwinkel und paffte weiter. Wortlos, den Kopf vorgebeugt, suchte er mit seinen großen Augen die allmählich einbrechende Dunkelheit zu durchdringen. Die beiden Pferdchen liefen unermüdlich weiter. Die Glöckchen auf ihren blanken Geschirren schwingen sich lustig und spielten mit den Schneeflocken, die jetzt langsam herabzufallen begannen. Ich schlug den Pelzkragen hoch. Meine Gedanken schweiften in die Vergangenheit und wieder in die Gegenwart, voll Bewunderung für die Heimatliebe der Finnen, für ihre Liebe zu diesem harten, widerspenstigen Boden, zu diesem rauhen, stillen Lande, für dessen Kultur und Gesittung Tausende — nach entsagungsvollem Leben — eines harten Todes starben.

Endlich, nach mehr als zweistündiger Fahrt, bogen wir in einen Seitenweg ein. Durch die Bäume schimmerte Licht. Dann gelangten wir auf einen freien Platz, wo ein gezackter Dachfirst sich wie eine Silhouette gegen den schwarzgrauen Himmel abzeichnete. Hunde schlugen an, und am Hause öffnete sich eine Tür auf einer kleinen Veranda, daß das Licht in breiten Streifen über den weißen Hof fiel. Vier Flachsköpfe, zwei Mädchen und zwei Knaben, riefen „Antti!“, worauf dieser in einem grunzenden Tone antwortete, der jedenfalls ein Freudenjauchzer sein sollte. Dann sprangen sie auf unseren Schlitten zu, auf die Pferde, auf Antti, und zerrten endlich mich mit vielen „Terves“ aus dem Schlitten zur Veranda, deren Treppe eben der Besitzer herabstieg, um mir mit einem „Terve Tuloa!“ (herzlich willkommen!) beide Hände entgegenzustrecken. Oben stand mit dem Jüngsten auf dem Arm die Hausfrau. Sie führte mich wie einen alten Bekannten in das große Wohnzimmer, wo ein kräftiges Essen auf uns wartete. Nach dem Essen sprach ich mit dem Besitzer etwas über Politik. Auch die Bäuerin, eine anmutige Karelin, mit ruhigem Blick und fein gezeichnetem Gesicht, beteiligte sich zuweilen am Gespräch.

Am nächsten Morgen, nach dem Frühstück, streifte ich mit dem Bauern auf Schneeschuhen über kleine Anhöhen zum Wald und zum

Selde, wo einige Schlingen für Hasen und Auerhähne gelegt waren. Zwei Hasen brachten wir heim. Inzwischen war die Badestube geheizt worden. Ein finnisches Bauernhaus ohne Badestube gibt es wohl kaum, denn jeder Finne nimmt einmal oder zweimal in der Woche ein Dampfbad. Wohlgemerkt: Dampfbad, wie denn die Dampfbäder weniger eine russische als finnische Erfindung sind. Der steinerne Fußboden der Badestube war von unten geheizt, auf die glühendheißen Steine wurde Wasser gegossen. Heiße Dämpfe stiegen auf und erfüllten den Raum mit dichtem, weißen Nebel. Wie angenehm, auf der Bank im Stroh in der feuchten Wärme zu liegen!

Des Weihnachtstages wegen fand das Mittagsmahl in der geräumigen Küche statt, denn heute aßen alle an einem Tisch. Vom Herde wärmte und leuchtete das Weihnachtsfeuer. Es leuchtete in alle Ecken des frischgeschauerten Raumes und blinkte zurück wie Wetterleuchten von den vielfachen Gerätschaften, Aegten, Sägen, Beilen, die längs der Wand aufgestellt waren. Auf dem großen Geschirrschrank stand der Spinnrocken, der von Weihnachten bis Neujahr unberührt bleiben muß, weil er sonst „Unglück ins Haus spinnt“. Ueber dem sonst alltäglichen Raum lag ein Hauch von Feierlichkeit. Knechte und Mägde hatten die schönen kleidsamen Trachten angelegt, das Haar der Mägde hing lose herunter und wurde nur durch ein blaues Stirnband gehalten.

Das ganze Bild machte einen behaglichen anheimelnden Eindruck. Nach dem Essen verschwanden mein liebenswürdiger Wirt und der schweigsame Antti. Zuweilen machte sich auch die Bäuerin draußen zu schaffen, bis wir alle durch ein Glockenzeichen von der Unruhe des Wartens befreit wurden. Im Wohnzimmer, dessen Boden mit Stroh bestreut war, erstrahlte ein Weihnachtsbaum im Lichtermeer. Alles stellte sich herum, und nun erscholl andachtsvoll und innig das alte Weihnachtslied: „Enkeli Taiwaan lausui noin“ (Vom Himmel hoch, da komm ich her). Nach dem Liede trat eine kurze Stille ein. Auf den Steinfließen der Küche hörte man schwere Schritte, und mit Klopfen und Klingeln trat der „Joulupukki“ (wörtlich: Weihnachtsziegenbock, wohl wegen des weißen Ziegenbockbartes, den der Weihnachtsmann allgemein trägt) ins Gemach.

Nach Figur und Stimme unverkennbar der alte Antti, und obwohl alle, Kinder und Erwachsene, das zu wissen schienen, beantworteten sie doch mit ängstlicher Aufrichtigkeit alle Fragen und nahmen die zum Teil ergötzlichen Lehren ernst und behebend entgegen. Dann verteilte er seine Gaben: warme Kleidungsstücke, Mützen, finnische Spielsachen, Bücher, Leckereien und für die männlichen Anwesenden köstlichen Tabak — den ich schon oben be-

schrieben — wovon auch ich ein Paket nebst einer finnischen Pfeife erhielt. Dann sagte das „Joulupukki“ Lebewohl bis zum nächsten Jahre.

Nach wenigen Minuten trat Antti wieder ins Zimmer, mit der unvermeidlichen Pfeife im Munde und wortkarg wie immer. Die Fragen nach seinem Verbleib beantwortete er mit einem Hinweis auf die Handharmonika, die er geholt und nun zu spielen begann. Jetzt begann der Tanz. Die Männer umkreisten die Frauen unter den Takten dieser fremdartig anmutenden Musik, dann und wann eine Verbeugung machend, die von den Schönen ebenso würdevoll und steif erwidert wurde. Die rhythmischen Bewegungen entsprechen kaum den Begriffen, die wir uns vom Tanzen machen. An Stelle von Feuer und Leidenschaft trat ruhige, warme Fröhlichkeit.

Mit dem Tanzen wechselten Weihnachtsspiele ab. Ich zog mich mit dem Wirt in die Küche zurück, wo wir uns zur Feier des Tages einen Tee (mit einer Beimischung aus einer sorgsam verwahrten Flasche) brauten und allerlei aus dem Leben erzählten. Da schlug Antti drinnen einige Akkorde an, und alle sangen die Volkshymne „Maamme“ (Unser Land). Auch der Wirt neben mir sang mit, und aus Anttis sonst so rauher Kehle drang warmes Empfinden. Ich sah in die Flammen des Weihnachtsfeuers. Sie wurden kleiner und kleiner, die glühenden Kohlen überzogen sich mit weißlicher Asche, und die Lichte erloschen eines nach dem andern. . . .

Die Hausmutter rief zum Abendessen, denn am Weihnachtsmorgen mußte man früh aufstehen.

Das Kirchdorf lag entfernt, und noch im Morgengrauen ging es mit klingenden Schellen und blankem Geschirr zur Kirche, über gefrorene Seen und verschneite Wälder. Immer mehr wuchs die Zahl der Kirchengäste und „Hauskaa joulua!“ (Fröhliche Weihnachten!) rief man hinüber und herüber. Bald hörte man auch den ersten Klang der Kirchenglocken, und die Kutscher trieben die Pferde, die jetzt von allen Seiten heransprengten, eifrig an, um noch einen Platz im Stall, der zur Kirche gehörte, zu finden.

Finnisches Sprichwort

Deutsch von Johannes Dehquist

Der Frost von einer einzigen Nacht
leichtes Wasser gefrieren macht;
den Armen schon Dünnbier betrunken macht.

Rundschau

Ueber den Ursprung deutsch-baltischen Einflusses in Finnland

Von O. M. Stäckelberg

Es ist eine eigenartige Erscheinung in der Geschichte Finnlands, auf die hier hingewiesen werden soll — nämlich, daß die russische Regierung von sich aus Provinzen Finnlands systematisch germanisiert hat. Diese Teile Finnlands sind die Provinzen Wiborg, Kexholm und Kymmenegård, welche durch die Friedensverträge zwischen Rußland und Schweden zu Årstad 1721 und Åbo 1743 mit dem russischen Reiche vereinigt wurden.

Diese Verträge gewährten den von Schweden abgetrennten Gebieten keinerlei Privilegien, keinerlei Vorrechte in Recht, Sprache und Gesetz.

In Petersburg kam man jedoch zur Ansicht, daß die Privilegien, die den einst auch schwedischen Gebieten Liv- und Estland deutsche Rechtssprechung, deutsche Schule, deutsche Verwaltung und Sprache völkerrechtlich garantierten — auch auf die mit Rußland vereinigten Gebiete nördlich vom Finnischen Meerbusen Gültigkeit haben müßten, obwohl dort keine deutsche Oberschicht, sondern eine schwedische die Vertretung hatte.

Diese Auffassung der russischen Regierung befestigt sich durch Beschlüsse der Behörden und wird in den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts unbestreitbar festgelegt.

So kommt auf Befehl der russischen Regierung das Deutsche in Finnland machtvoll zur Geltung.

Der Wiborger Distrikt, die obengenannten Provinzen umfassend, trat in nahe administrative Verbindung mit den Ostseeprovinzen Liv- und Estland und wurde derselben deutschen Zentralverwaltung unterstellt.

Die Kamerasachen Wiborgs wurden 1731 dem für Liv- und Estland begründeten Reichskammerkontor in Petersburg überwiesen. Seit 1735 wurde das Reichsjustizkollegium für Liv- und Estland in Petersburg auch für Russisch-Finnland höhere Instanz. Die höheren Posten wurden fast ausschließlich mit Deutschen aus den Ostseeprovinzen besetzt.

„Deutsche Sprache und deutsche Bildung schufen sich hier im Norden einen äußersten Vorposten und wurden die Brücke, welche jene entlegenen Landstriche mit Westeuropa verband“¹⁾.

Im Jahre 1744 wurden die Provinzen Wiborg, Kexholm und Kymmenegård zu einem Gouvernement unter Leitung eines Gouverneurs vereinigt. Alle Behörden standen fortan unter dem deutschen Reichskammerkontor und dem deutschen Reichsjustizkollegium für baltische Sachen in St. Petersburg. Die Amtssprache war in bunter Mischung das Deutsche, Schwedische und Russische, bei den höheren Behörden war jedoch die deutsche Sprache vorherrschend.

Durch die Schulordnung vom Jahre 1745 gewann das Deutsche die Herrschaft im gesamten Bildungsleben des Wiborger Gouvernements. In Wiborg wurde eine fünfklassige Kathedralschule begründet, in Fredrikshamn eine Trivialschule, Pädagogien in Willmanstrand, Årslott und Kexholm. In allen diesen Schulen war die Unterrichtssprache die deutsche.

Im Jahre 1805, bei Reorganisation des Unterrichtswesens, wurden die Schulen der Aufsicht einer bei der Universität Dorpat eingerichteten Schulkommission unterstellt. Es gab damals mit deutscher Unterrichts-

¹⁾ M. G. Schybergson: „Geschichte Finnlands“, Gotha 1896, ist Quelle für diese Darstellung.

sprache: ein Gymnasium in Wiborg, drei größere und drei kleinere Kreisschulen, sechs Elementarschulen und sieben Mädchenschulen, im ganzen zwanzig Lehranstalten im finnländischen Gouvernement.

Auch nach der Wiederherstellung Gesamtfinnlands im Jahre 1812 blieben diese Schulen deutsch, die herrschende Sprache das Deutsche; bis 1841 die im übrigen Finnland gültige Schulorganisation zur Einführung gelangte.

Die in Rußland 1775 verordnete Statthaltertschaftsverfassung, die 1784 auch in Russisch-Finnland eingeführt wurde, veranlaßte die Ernennung vieler neuer Beamten, meist deutscher Abkunft. Der erste Generalgouverneur von Finnland wurde Prinz Friedrich Wilhelm von Württemberg (1783 bis 1788); sein Nachfolger der Graf Bruce.

Gleich nach der Thronbesteigung Kaiser Pauls im Jahre 1796 wurde die Statthaltertschaftsverfassung wieder aufgehoben; Wiborg wurde ein in sechs Landkommisariate geteiltes „Finnländisches Gouvernement“.

Die Mehrzahl der administrativen und legislativen Behörden, einschließlich der evangelischen Konsistorien, bedienten sich amtlich auch weiterhin ausschließlich der deutschen Sprache; das Schwedische wurde nur noch von einem Teil der Untergerichte angewandt.

Der Adel in diesen Gebieten Finnlands war bei der Einverleibung zu Rußland nur schwach vertreten, denn die Mehrzahl schwedischer Adelsfamilien hatte das Land verlassen. Peter I. schuf durch einen Ukas von 1721 und 1722 dort einen neuen erblichen Adel — der fast ausschließlich deutschen oder baltischen Ursprungs war.

Der Bürgerstand, größtenteils aus deutschen Kaufleuten bestehend, erhielt 1785 eine Organisation mit Einteilung in Gilden.

Drei Menschenalter hindurch hat diese systematisch durchgeführte Verdeutschung finnländischer Gebiete durch Rußland gewährt. Erst die Verordnung vom 11. Dezember 1811 vereinigte wieder das Gouvernement Wiborg mit dem gesamten übrigen Finnland. Die Grenzscheide, welche die Friedensverträge von 1721 und 1743 geschaffen hatte, fiel; eine neue Epoche der Entwicklung beginnt für das „Großfürstentum Finnland“ unter Alexander I.

Die finnische Oper

Von Marie Schenpp

Nachdem einst in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts das finnische Nationaltheater, nach nur sechsjähriger Spielzeit, wegen finanzieller Schwierigkeiten gezwungen war, seine Pforten zu schließen, fand es nach langer Pause, im Jahre 1910, durch den kunstsinigen Direktor des Helsingforser Konzertbureaus, Edvard Sazer, eine klangvolle Neubelebung, indem er mit einigen tatkräftigen Musikenthusiasten, an deren Spitze auch die bekannteste finnische Sängerin und ehemalige Primadonna der Pariser Großen Oper, Aino Ackté, stand, die sogenannte „finnische Oper“ neu begründete. Zuerst nur in den verschiedenen Theatern der Stadt beheimatet, fand sie nach der Unabhängigkeitserklärung Finnlands, 1918, ihre eigene Kunststätte in dem ehemaligen Theater des russischen Generalgouverneurs in Helsingfors, das einst von finnischen Geldern erbaut worden war. Das neue Theater wurde Staatseigentum und von der Regierung an eine Privatgesellschaft verpachtet, welche sich „Finnische Opernkorporation“ benennt. Finanziell wird das Unternehmen vom finnischen Staat und der Stadt Helsingfors unterstützt. Die Spielzeit verteilt sich auf vier Abende der Woche, wobei auch der aus Schweden und Finnen gemischten Bevölkerung Rechnung getragen wird, indem ein gewisser Prozentsatz der Oper in schwedischer Sprache gesungen wird.

Das Programm der letzten zwei Jahre umfaßt unter Direktor Sazers Leitung unter anderem die Wagneroperen „Tannhäuser“, „Lohengrin“,

„Walfüre“ und den „Tristan“, sodann Puccinis Opern, d'Alberts „Tiefeland“, ferner „Sauti“, „Carmen“ und die „Zauberflöte“, sowie von den italienischen Opernklassikern den „Barbier“, „Rigoletto“, „Aida“ und den „Troubadour“, des Russen Tschaikowskys Werk „Jolanthe“.

Das Personal setzt sich hauptsächlich aus eingeborenen Künstlern zusammen, obgleich auch einige erstklassige ausländische Sänger und Sängerinnen mit aufgenommen sind. Oskar Merikanto, der gefeierte Orgelvirtuose, und der deutsche Dirigent Franz Mikoren sind die Kapellmeister der Finnischen Oper. Unter den Tenören sind die Namen Adolf Lufmann, Enrico Arensen und Wainö Sola von gutem Klang, gleich wie Eillian Granfeld und Erna Gräsbeck in den weiblichen Sopranrollen. Irma Tervani und Greta von Haartman als Mezzosopran, sowie William Hammar, Eino Rautavaara als Baritone und der Bassist Hrjö Somersalmi vervollständigen das Ensemble.

Von ganz besonderem Interesse für das neuzeitliche Musikleben Europas sind aber die beiden neuen finnischen Opernkompositionen „Regina von Emmerik“ von Merikanto und „Kullerwo“ von Launis. Der Text der letzteren ist vom Komponisten selbst geschrieben nach Alexis Kiwis gleichnamigem Drama und der Hauptgedankenträger Kullerwo, einer der Helden des finnischen Nationalepos „Kalevala“. Die Oper, eine Tragödie modernen Stils, bewegt sich in den Bahnen der neuen deutschen und französischen Tonmusikströmung. Außer „Kullerwo“ hat Dr. Launis, der auch als Forscher und Wiedererwecker des finnischen Volkslieds bekannt, noch eine komische Oper „Die sieben Brüder“ komponiert, die sich gleichfalls nach Kiwis — Finnlands größtem Dichter — bekanntestem Buch aufbaut.

Der vor etwa zwei Jahren verstorbene Professor Oskar Merikanto war zugleich einer der produktivsten Schriftsteller des Landes und außerordentlich populär als der Verfasser zahlreicher Lieder. Seine Oper „Regina von Emmerik“ fußt auf historischem Boden und dem Schauspiel des Zacharias Topelius, das die finnischen Reiter im Heere des großen Königs von Schweden zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges schildert.

Merikantos Stil neigt der italienischen Schule, besonders Puccini, zu. Seine beiden vorhergehenden Opern sind „Die Jungfrau des Nordens“, das älteste finnische Motiv, und „Elinas Tod“, ein romantisches Drama, einem mittelalterlichen Nationalepos entnommen. Andere finnische Komponisten sind der Pianist Palmgren, der augenblicklich in Amerika konzertiert, Professor Erkki Melartin, Direktor des Helsingforscher Konservatoriums, und Arre Merikanto, der Sohn des vorgenannten Professors Merikanto und jugendlicher Schüler Max Regers.

Die Neuerweckung der finnischen Oper ist ein Beweis für das Erstarren des Heimatgefühls und der Selbstbehauptung des finnischen Volks, das nicht allein durch die Wahl seiner Stoffe, auf dem Wege zu einer interessanten Entwicklung der finnischen Nationaloper sich befindet, sondern auch die Musikwelt des äußersten Nordens Europas beleben und charakteristisch vertreten wird.

Ein neuer Beitrag zur Weltliteratur

„Die sieben Brüder“ von Aleksis Kivi

Von Johannes Wehquist

1.

Wenn wir mit dem Begriff des Wertschrifttums diejenigen Gipfelpunkte in der Dichtung der Völker bezeichnen, die neben ihrem nationalen Kern von so starkem und tiefem allgemein menschlichen Wesensgehalt erfüllt sind, daß ihre Wirkung sich über die Grenzen ihres eigenen Volkes

und über den Rahmen einer in engerem Sinne geschichtlich zu begrenzenden Spanne erstreckt, so ist die Zahl solcher Gipfelpunkte nicht schwer zu überschauen. Zu diesem nur langsam wachsenden Bestand geistig-künstlerischer Schöpfungen der Kulturmenschheit hat Finnland bereits einige Beiträge beigesteuert, von denen wenigstens einem schon seit Jahrzehnten die Aufnahme in das Weltchrifttum allgemein zuerkannt und gesichert worden: das finnische Volksepos „Kalevala“. Es ist außer ins Deutsche (zweimal) in manche andere Sprachen übersetzt. Weniger allgemein bekannt, aber der Anerkennung und der Aufnahme gleich sicher, dürfte eine andere namenlose Schöpfung des finnischen Volkes sein: die unter dem Sammelnamen „Kanteletar“ veröffentlichte, ebenfalls ins Deutsche übersetzte Auslese aus der Volkslyrik der Finnen und, wenn mich nicht vaterländische Voreingenommenheit täuscht, das in schwedischer Sprache gedichtete, gleichfalls schon vielfach übersetzte Balladenwerk Johan Ludvig Runebergs „Die Erzählungen des Sährichs Stål“.

Wenn ich die Besprechung einer bei Heinrich Minden in Dresden erschienenen deutschen Uebersetzung des finnischen Romans „Die sieben Brüder“ von Aleksis Kivi¹⁾ damit einleite, daß ich dieses Werk schon in meiner Ueberschrift als einen neuen Beitrag zur Weltliteratur bezeichne, so bin ich mir der Gefahr bewußt, der ich damit das zu besprechende Werk selbst aussehe. Zumal auch dieses Werk wie jedes, das die tiefste Wesenheit einer bestimmten Kultur, die letzten Seelengründe eines gegebenen Volkes und die urschöpferische Phantasiekraft eines genialen Künstlers in ihrer ganzen Fülle und Eigenart widerpiegelt, zunächst — eben weil es in gleichem Maße echt wie neu und ungewohnt ist — fremd wirken mag. Kivi ist in seinem ganzen Wesen, in Gedanken, Vorstellung, Empfindung und Wort, so ganz Finne, und zwar finnischer Bauer, daß der deutsche Leser anfangs wahrscheinlich den Eindruck haben wird, in eine kaum glaubhafte Märchenwelt hineinzuschauen. Aber Kivi ist zugleich so menschlich groß und übernational als Künstler, daß er die lokale und zufällige Realität, die ihm den Rohstoff liefert, in eine Allgemeinbegreiflichkeit von zeitloser Gültigkeit erhebt. Wer sich in diese Dichtung liebevoll versenkt, wird von ihr ergriffen und hingerissen. Und er wird den Rang, der ihr durch die Ueberschrift dieser Besprechung zugewiesen worden, weder übertrieben noch anmaßend finden.

2.

Aleksis Kivis äußeres Schicksal war das des verkannten Genies. Es war um so bitterer und schwerer, als es sich in Verhältnissen abspielte, wie sie ungünstiger und unglücklicher kaum denkbar sind. Gleichwie zweiunddreißig Jahre früher Elias Lönnrot, der dem finnischen Volk die „Kalevala“ der Vergessenheit entriß, ist auch Aleksis Kivi als Sohn eines armen Dorfschneiders in einem finnischen Kirchspiel der Provinz Nyland im südwestlichen Finnland, den 10. Oktober 1834 geboren. Zwölf Jahre alt, wurde er in eine Schule nach Helsingfors geschickt. Geld hatte er nicht. Mit der kargen Kost, die ihm aus dem Heimatdorf geschickt wurde, hungerte und fror er sich durch ein paar Klassen, bis die trostlose Mittellosigkeit ihn wieder zurück ins Dorf trieb. Aber der Dämon des geistigen Aufstiegs ließ ihn nicht mehr los. Unter Entbehrungen und Kümmernissen, die seinem Körper ein unheilbares Siechtum einflößten, erzwang er mit eiserner Willenskraft in seinem dreiundzwanzigsten Jahr das Abiturium. Mit doppelter Schwere drückte nun der Kampf um die nackte Existenz und um die Befriedigung des schöpferischen Dichterdrangs. Eine Tragödie mit einem Stoff aus der „Kalevala“ und eine genial-burleske Komödie aus dem Bauernleben²⁾ bringen ihm ein paar bescheidene Belohnungen ein, so daß er mit knapper Not, von Schuldenlast gedrückt, immer frant

¹⁾ Die sehr aner kennenswerte, an den Uebersetzer die allerschwierigsten Anforderungen stellende Uebersetzung stammt von Professor Dr. Gustav Schmidt, Lektor der deutschen Sprache an der Universität Helsingfors.

²⁾ „Die Heideschuster“, ebenfalls bei Heinrich Minden in Dresden deutsch erschienen.

und von Angst und Sorgen geheht, sein Leben fristen kann. Da fällt ihm ein unerwartetes Glück in den Schoß: ein neunzehn Jahre älteres Fräulein bietet dem Dichter eine Heimstätte in ihrem Dorfhäuschen. Nur Barmherzigkeit und Güte veranlaßt sie zu dem milden Werk. Ihr ist er nur der nach Arbeitsfrieden verlangende Unglückliche und Arme. Von seiner geistigen Bedeutung hat sie kaum eine Ahnung. Seine Werke kann sie nicht einmal lesen, da sie des Finnischen unkundig. Und hier, in der ländlichen Stille, von Sorgen befreit, blüht die Schaffenskraft des Dichters in fieberhaft kurzer Pracht auf: es entstehen mehrere dramatische Werke und der große Roman „Die sieben Brüder“, der ihm die Unsterblichkeit zu sichern bestimmt war. Aber diesen Ruhm sollte er selber nicht erleben. Das Werk brachte ihm im Gegenteil zunächst die größte Bitternis seines Lebens: es wurde, als es 1870 erschien, von einem Literaturgewaltigen, dem berühmten Sprachforscher und klassischen Begründer der finnischen Kunstliteratur, dem Universitätsprofessor August Ahlqvist, in Grund und Boden verdammt. Ahlqvist stand, obgleich sein Sprachelement das Finnische war, vollständig im Bann der klassisch strengen und idealisierenden Kunstauffassung des schwedisch-schreibenden Johan Ludvig Runeberg. In dem abgeklärten, von Geschmack und Regel gezügelter Realismus des Letzteren erblickte er die äußerste Grenze des in dichterischer Sprache Sagbaren und des der dichterischen Phantasie Erlaubten. Kivis Roman ging aber weit über diese Grenzen hinaus und antizipierte in Stil, Ausdruck und Charakteristik eine Kunst, die selbst im Rahmen der allgemein europäischen Dichtung, mindestens um Jahrzehnte der literarischen Entwicklung voraus war.

Und Ahlqvist begnügte sich nicht mit diesem einen Schlag; er wiederholte seine Angriffe und überschüttete den unglücklichen Dichter mit Hohn und Ironie. Diesen Schlägen war die von jeher schwache körperliche und seelische Widerstandskraft Kivis nicht gewachsen. Bald machten sich deutliche Kennzeichen einer tragischen Auflösung bemerkbar, und noch vor Ablauf des Jahres, in welchem „Die sieben Brüder“ erschienen waren, trat die Katastrophe ein: unheilbare Umnachtung verwirrte seinen Geist. Ein Jahr später war er auch körperlich nicht mehr unter den Lebenden.

3.

Der Schauplatz des etwa um die Kinderzeit Kivis spielenden Romans „Die sieben Brüder“ ist die dörfliche Heimatgegend des Dichters. Er gibt selber in den Anfangszeilen des Buches eine peinlich genaue geographisch-topographische Beschreibung der Örtlichkeit. Für die Beurteilung gewisser Einzelheiten in dialektischen Eigentümlichkeiten und in Sitten mag das für den Literatur- und Kulturforscher von Interesse und Bedeutung sein. Für den Kunstwert des Werkes im allgemeinen sind diese lokalen Grenzangaben belanglos. Es kann ebenso gut irgendwo anders in Finnland spielen. Die Luft, in der es lebt, ist der Wind, der durch die Einöden des finnischen Urwaldes zieht, und die Wesen, die es schildert, bevölkern jene Bezirke, wo Zivilisation und Wildnis gleich Feinden, die einander überraschen, zusammenstoßen und im Kampfe um Sein oder Nichtsein entbrennen.

Der Roman ist überreich an Episoden, eingeschobenen Erfindungen und phantastischen Einfällen, aber die Haupthandlung ist von großer Klarheit und Folgerichtigkeit und läßt sich ohne viel Umschweife übersehen.

Auf dem großen Bauernhof Jukola, inmitten einsamer Wälder, Moore und Wedlandstrecken, wachsen die sieben Söhne des im Kampf mit einem Bären umgekommenen Jukola-Bauern unter der Obhut der rauen, aber tüchtigen Mutter und eines blinden Oheims auf. Der Älteste, Juhani, ist fünfundzwanzig Jahre alt, der Jüngste, Cero, kaum achtzehn. Wie einen symbolisch-psychologischen Auftakt zu dem entscheidenden Erlebnis, das den Hauptinhalt und Kern des ganzen Buches bildet, gibt der Dichter gleich im Anfang eine kleine Episode aus den Kinderjahren der Knaben. Sie spielen einer Nachbarin unter der Korndarre ihres Hofes die Eier

aus einem Hühnerneſt, laufen mit der Beute in den Wald und baden ſich dort ein leckeres Mahl. Als ſie heimkehren, erwartet ſie ein rutenſauſendes Donnerwetter. Kurz entſchloſſen, machen ſie kehrt und verſchwinden im Wald. Nach einigen Tagen werden ſie eingefangen, verprügelt und wieder nach Hauſe gebracht. Aber die herrliche, kurze Zeit in der freien Wildnis iſt unbewußt in der Seele der Burſchen lebendig geblieben. Doch die ernſte und harte Wirklichkeit zwingt ihre Gedanken in andere Bahnen. Die Mutter ſtirbt, und es heißt nun, den verwahrloſten Hof in die Höhe bringen. Und noch eine andere Pflicht ſteht drohend vor ihnen: ſie müſſen leſen lernen. Das iſt ſtrenge Vorſchrift, und der Probuſt des Kirchſpiels, vor dem ſie einen heilloſen Reſpekt haben, droht mit der Schande des öffentlichen Fußblocks den Säumigen. Es werden alſo ſieben neue, rotgebundene A-B-C-Bücher angeſchafft, und ſieben Mann hoch pilgern ſie ins Kirchdorf, um vom Küſter in die Geheimniſſe des Alphabets eingeweiht zu werden. Aber das iſt leichter gedacht als getan. Der kleine Cero, der Tunichtgut und Wikbold in der Schar, iſt freilich ein heller Kopf und hat bald ſein Penſum erledigt. Aber die anderen mühen ſich im Schweiße ihres Antlizes und kommen nur langſam vorwärts, und vor allem Juhani und der breitschultrige Rieſe Timo ſtehen noch am zweiten Tage vor dem Buchſtaben A wie vor einem unlösbaren Räſſel. Der Küſter iſt nicht wähləriſch in ſeinen Strafen: er walßt ſie weidlich durch und verſucht es ſchließlich, indem er die Burſchen in ſeine Kammer einſchließt, mit einer Hungerkur. Das iſt den Ungelehrigen zu ſtark. Sie ſchlagen das Fenſter in Scherben und entfliehen. Unterwegs geraten ſie mit den Burſchen des Nachbardorfes in eine kräftige Prügelei, werden blau und grün geſchlagen und feiern, heimgekommen, eine Badſtubenorgie, bei welcher die blutenden Wunden mit einer ſelbſtverfertigten Heiſalbe aus Brantwein, Schießpulver, Schwefel und Salz eingerieben werden.

Nun aber wird es ernſt. Kirche und Obrigkeit verſtehen keinen Spaß. Die Schande des Fußblocks rückt in bedenkliche Nähe. Da erwachen die gewaltsam unterdrückten Inſtinkte des freien Urwaldmenſchen. Hinaus aus dem Zwang der bürgerlichen Geſellſchaft! Die Brüder faſſen einen raſchen Entſchluß: ſie verpachten ihren Hof nebuſt Aeckern, Wieſen und Wald an an einen benachbarten Gerber, packen, wie der Frühling naht, das nöthige Hausgerät nebuſt Jagd- und Fanggeräten auf einen Karren, vor den ſie ihr einziges, einäugiges Pferd ſpannen, und ziehen, von den beiden Hofhunden umbellt, hinaus in die Wildnis. Am Fuß des gewaltigen Jungfrauenberges in unauffindbarer Tiefe des Urwaldes zimmern ſie ſich eine Hütte, die zugleich als Badeſtube dient, und hier beginnt ein herrliches Leben voller Abenteuer und wilder Spiele, die in Ruhepaufen durch Schnurren und Erzählen phantaſtiſcher Märchen unterbrochen werden, in welcher Kunſt beſonders einer der Brüder ſich hervortut. Nach den herbitzlichen Bärenjagden ſoll das Weihnachtsfeſt durch ein beſonders prächtiges Gelage begangen werden. Der rieſige Feldſteinoſen wird für ein Dampfbad in Gluthitze gebracht, dickes Roggenſtroh bedeckt Fußboden und Badebänke, ſieben gedörrte Roggenbrote und ein dampfender Bärenbraten werden mit feierlichem Appetit verzehrt und dazu ein ſchäumendes, ſchwarzrotes Weihnachtsbier getrunken. Und nun geht das eigentliche Feſt mit Ringkampf, Tanz und Tollheit los, das an unbändiger Ausgelassenheit und urwüdjiger Wildheit ſeinesgleichen ſucht. Als die Geſellen um Mitternacht müde, überſättigt und voll des Bieres auf das Strohlager ſinken, beſiehlt Juhani in übermütig-gewalttätiger Laune dem Jüngſten, den Reſt des Bieres in den heißen Ofen zu ſchütten, damit man „wenigſtens wiſſe, wie der Dampf aus Gerſtenjaft tut“. Das iſt aber den anderen Brüdern zu ſtark. Der Zank artet zu einer Rieſenfeilerei aus. Bei dem Tumult fällt ein brennender Kienspan aus ſeinem Halter in die dürrn Strohbündel, und im nächſten Augenblick ſteht die Hütte in Flammen.

„Auf dem beſchnittenen Boden, ſtanden aber die Brüder herum, und ihr einziger Schutz gegen die Winde und die Kälte war ein kurzes Hemd aus Wergleinwand. Nicht einmal Mühen hatten ſie, um ſich den Kopf zu

bedecken, noch Birkenrindenschuhe für ihre Füße aus der Gewalt des Feuers zu retten vermocht. Uebriggeblieben waren von den alten Gerätschaften nur die Flinten und Ranzen, die vor dem Bad in die Vorratskammern gebracht worden waren. Im Schnee aber standen die Brüder, alle mit dem Rücken gegen das brausende Feuermeer, und hoben und wärmten sich bald den rechten, bald den linken Fuß, und rot wurden die Füße von dem Schnee und dem Feuer, rot wie die Schwimmsüße der Gänse."

Was nun tun? Der einzige Rettungsweg ist: schleunigst nach Hause, nach Inskola! Zwei werden auf das halbblinde Pferd gesetzt, und hinter ihm setzen sich die übrigen halbnackt und barfüßig, nur mit Flinte und Ranzen versehen, in Trab. Diese Flucht durch das eisige Winterdunkel, von Rudeln heulender Wölfe verfolgt, ist voller unbeschreiblich grotesker, atemloser Wildheit.

Im folgenden Frühling hallen die Wälder am Jungfrauenberg von neuem von Arthieben und Hammerschlägen wider. Bald erhebt sich eine neue, stattlichere Hütte an Stelle der abgebrannten, und das Abenteuer- und Jägerleben nimmt wieder seinen Lauf. Ein Bär hat unter den in den Wäldern weidenden Herden arg gehaust. Die Brüder beschließen, ihn zu erlegen. Die Jagd gestaltet sich zu einem gefährlichen Abenteuer, verläuft aber glücklich. Mitten im Triumph jedoch werden sie von einem Erlebnis überrascht, das für ihre weiteren Schicksale von entscheidender Bedeutung wird. Die Güter in Finnland pflegen ihre jungen Stiere (manchmal sind es ganze Herden) für den Sommer nach irgendeiner entlegenen, eingeehten Weide (oft ist es eine Insel) zu bringen, wo sie sich selber überlassen bleiben, und, wenn sie im Herbst eingeholt werden sollen, meist derart verwildert sind, daß man ihrer nur mit Schwierigkeit Herr werden kann. Eine solche Herde von vierzig verwilderten Stieren ist, von dem Gekläff der Inskolahunde gereizt, aus ihrem Gehege ausgebrochen und stürzt sich über die ahnungslosen Brüder her. Zunächst ist es nur ein Vortrupp von sieben Stieren. Kaum haben die Brüder diese Angreifer niedergestreckt, als die übrigen dreißig wilden Bestien gegen sie angestürmt kommen. Nun beginnt eine tolle Flucht und Jagd über Stock und Stein, über Zäune und reißende Bäche. Endlich nach rasendem Lauf erreichen die Verfolgten eine Lichtung, in deren Mitte ein Riesenfindling gelagert ist, den sie als letzte Zuflucht erschleutern. Das nackte Leben ist gerettet, aber auch kaum etwas anderes: die Ranzen mit den Speisevorräten haben sie auf der Flucht von sich werfen müssen, nur die Büchsen befinden sich noch in ihrem Besitz nebst einiger Munition und — dem Brantweinbehälter, den sie sich kurz vorher auf dem nächstgelegenen Gutshof haben füllen lassen. Unten am Fuß des erratischen Blocks tobt die schnaubende Herde und wühlt in ohnmächtiger Wut mit den Hörnern im felsigen Boden. Die Szenen, die sich nun auf diesem „Teufelsfels“ abspielen, bilden den Höhepunkt in der gewaltigen Phantastik dieser Wildnisschilderung. Die Verzweiflung läßt die hungernden Belagerten im Brantwein Trost suchen, wobei sich einer von ihnen besinnungslos volltrinkt. Es entspinnt sich eine tolle Prügelei, bei welcher die ganze Gesellschaft nahe daran ist, hinabzukollern. Schließlich nach drei Tagen zwingt sie der drohende Hungertod sich über alle Rücksichtnahme auf fremdes Eigentum hinwegzusetzen und das ganze gehörnte Belagerungsheer niederzuknallen. Dann steigen sie von ihrer rettenden Burg hinab, und Mann und Hunde geben sich einem so maßlosen Schwelgen in saftig-dampfendem Ochsenfleisch hin, daß sie alle mit gedunsenen Leibern in einen tiefen Schlaf verfallen.

Aber nun erwacht das Gewissen. Nicht als Räuber und Diebe wollen sie dastehen. Der Jüngste wird auf den Gutshof geschickt, um das Unheil zu beichten. Es folgt eine heftige Auseinandersetzung zwischen den Brüdern und den aufgebrachten Gutsleuten und dem Vogt. Man einigt sich schließlich dahin, daß die Brüder den angerichteten Schaden allmählich abzahlen, in-

dem sie einen richtigen Ackerbau beginnen und einen Teil des Ertrages als Getreide an den Gutshof entrichten.

So geht durch Schuld und Sühne die Wandlung der wilden Jäger und Waldläufer zu sesshaften Ackerbauern vom Winter zum Sommer und vom Herbst zum Frühling vor sich. Dieser Entwicklungsweg ist rauh und voller Enttäuschungen. Drei Herbste nacheinander vernichtet der Frost die Frucht der arbeitsreichen Monate. Aber Erfahrung und Umsicht und Ausdauer im Kampf gegen Sumpf und Kälte tragen den Sieg davon. Und mit diesem stetigen Siege wächst und festigt sich der Kulturinstinkt des einstmals undisziplinierten Nomaden, und da erwacht auch das soziale Bewußtsein, die Ahnung: ein lebendiges, nützliches Glied in einem auf gegenseitige Hilfe und gemeinsamen Fortschritt begründeten Gemeinwesen zu sein. Und eines Tages geschieht das Wunder, daß der gestrenge Herr Probst den Besuch von sieben stämmigen Männern empfängt, die sich zum Leseverhör und Abendmahl melden. Sie haben den Jüngsten und Geistesstärksten unter sich zu ihrem Lehrer erkoren. Eero gelingt es — in seinem Schulgange, dessen burleske Schilderung voller Humor ist — den übrigen sechs das Mysterium des Lesens zu entsleiern. Dieser dreijährige mühselige Kampf um die rauhe, brottragende Ackerkrume draußen und um das schwerfällig und langsam reisende Wissen im lernenden Hirn ist ein kleines prachtvolles Epos für sich im weitausladenden Rahmen des mächtigen Ganzen.

Nach zehnjähriger Abwesenheit kehren die sieben Brüder in den geliebten Zuhäusof zurück, als Stammhalter neuer glücklicher Geschlechter, deren Blick über die Wipfel des Einödwaldes gerichtet ist auf eine größere, nur in Gedanken sichtbare Heimat, das gemeinsame Vaterland einer als Volk sich fühlenden und wissenden Gemeinschaft.

4.

Dies sind nur die Hauptlinien der Erzählung, deren Ueberreichtum an Verzweigungen, Episoden, Nebenhandlungen und Nebenpersonen nicht einmal andeutungsweise hat wiedergegeben werden können. Hier soll nur noch in möglichster Kürze auf einige andere bedeutsame Eigenheiten des Buches hingewiesen werden.

Wollte man „Die sieben Brüder“ in ihrem literarisch künstlerischen Stil eindeutig kennzeichnen, so käme man in Verlegenheit, da dieses Werk sich keiner der üblichen Stilrichtungen ausschließlich eingliedern läßt. Es erscheint auf den ersten Blick naturalistisch, weil es eine brutal-wahrheitsgetreue und ungeschminkte Schilderung des primitivsten Lebens zu bieten scheint, die vor keinen Roheiten des Ausdrucks zurückscheut. Das ist tatsächlich nicht zu bestreiten. Ein in konventioneller Schönauffassung befangenes Gemüt wird sich durch Kivis rücksichtslosen Wirklichkeitsfanatismus zurückgestoßen fühlen. Aber als naturalistisch im eigentlichen Sinne läßt sich das Werk deshalb nicht ansprechen. Ganz abgesehen davon, daß Kivi selbstredend von der auf die Spitze getriebenen Orthodoxie der Holz-Hauptmannschen Doktrin noch keine Ahnung haben konnte — auch in die Schablone des Frühnaturalismus der Goncourt-Sola paßt er nicht hinein. In der Brutalität des äußeren Ausdrucks setzt er freilich gewisse Theorien des späteren konsequenten Naturalismus vorwegnehmend in Praxis um. Aber das ist nicht das Wesentliche. Es handelt sich bei Kivi nicht lediglich um einen durch das Medium eines Temperaments geschauten beliebigen Naturausschnitt. Er wählt nur die für seine Zwecke nötigen Ausschnitte, und bei diesen kommt es ihm nicht auf äußere photographische Treue oder Genauigkeit an, um so mehr aber auf die des inneren Wesens und Kerns. Um dessen Echtheit in eine sinnfällige Form zu fangen, ist ihm jedes Mittel recht, auch das brutale und einem zarten Sinn manchmal geschmacklos erscheinende. Und vor allem: wenn man vom Einzelausdruck absieht und Kivis Stil in seinem kunst- und sinnvollen Zusammenhang betrachtet, dann bemerkt man, daß er vom Naturalismus im schulmäßigen Sinn weit entfernt ist, und daß er im

Gegenteil als ein streng stilisierender Künstler bezeichnet werden muß. Sachlichkeit und Schönheitsfönn paaren sich hier zu einer Linie von klassischer Reinheit und Größe.

Dazu kommt noch, daß Kivi, wie jeder wahre Dichter, ein ausschweifender Romantiker ist. Nicht nur daß seine Phantasie ungeheuer fruchtbar und reich ist, auch metaphysische Neigungen tragen ihn hin und wieder über die Höhengrenze, wo die Nebelbilder der Mysterien wallen. Und in allerreichstem Maße ist ihm jene Wundergabe eigen, die vor allem den großen Dichter kennzeichnet, die aber gerade dem geachteten Naturalisten abgeht: der Humor. Fast von jeder Seite des umfangreichen Werkes ließen sich köstliche Belege hierfür aufbringen. In Uebereinstimmung mit der Umwelt, in der der Roman spielt, tritt der Humor meist in derber Gestalt auf. Eine besondere Färbung nimmt er in den Fällen an, wo Kivi die wüsten Trübsitten der Bauern und deren Folgen schildert. Es ist ihm selber nicht wohl dabei. Er kann nicht umhin, die Komik in den Situationen und in den verräterischen Aeußerungen der Charaktere zu entdecken und aufzudecken, aber man fühlt, wie ihn im Innersten Traurigkeit und Mitleid erfüllt, ja, ein namenloses Grauen packt angesichts dieser Geißel seiner Volksgenossen, einer Geißel, unter deren Schlag er selber in den elendesten Jahren seines Lebens gestanden.

5.

Mit zu den stärksten Seiten der Kivischen Kunst gehört die Charakterisierung. Es ist zu bemerken, daß „Die sieben Brüder“ nicht das äußere Gewand einer fortlaufenden Erzählung tragen. Das Buch stellt sich im Gegenteil als ein fast ununterbrochener Dialog zwischen den Brüdern dar. Die eingeschobenen erzählenden Stücke sind verhältnismäßig spärlich und spielen nur die Rolle eines unumgänglichen verbindenden Textes zwischen den Gesprächen. Als Mittel zur Charakterisierung dienen sie nur in Ausnahmefällen. Diese ist im Gegenteil so gut wie ausschließlich in den Dialog verlegt. Erleichtert hat sich der Dichter hierdurch seine Aufgabe nicht, zumal er nicht mit dem billigen Mittel oder Kunststück der bloß äußerlich unterscheidenden Redeweise arbeitet, ja, bei seiner klassisch stilisierenden Neigung dieses Mittel eher sogar bewußt meidet. Die sieben in ihrer nationalen Eigenart einander so ähnlichen, individuell aber äußerst mannigfaltigen Charaktere wachsen deshalb erst ganz allmählich in ihrer Verschiedenheit vor dem Leser auf. Die am stärksten ausgeprägten Gestalten springen natürlich bald genug ins Auge, vor allem der im hellsten Vordergrund stehende älteste unter den Brüdern, Juhani. Das, was allen gemeinsam ist: die von jeder Kulturgelehrtheit unberührte Primitivität tritt in ihm, im Guten wie im Bösen, am schärfsten, krassesten, ungezügeltsten zutage. Er ist der wilde und freie Naturmensch in voller, hemmungsloser Ungebrochenheit: von naiver Selbstüberschätzung und Herrschsucht; prahlerisch und jähzornig, aber in gefühlseligen Augenblicken harmonant und sentimental; mutig im nüchternen Licht des Alltags, aber wo die Rätsel des Aberglaubens ihn umnebeln, von Angst geschüttelt, von ebenso überschäumender Phantasie wie unüberlegtem Handlungswillen und immer überquellend von unbändiger Kraft und Lebensbegierde. Sein schroffstes Gegenbild ist der vierte in der Reihe, der milde, furchtsame, salbungsvolle und frömmelnd scheinheilige Simeoni. Auf gespanntem Fuß steht der geistig schwerfällige Juhani auch mit dem jüngsten Bruder, dem aufgeweckten, ja, gerissenen Eero, dessen Hauptspäß es ist, ihn wie auch die anderen im Denken und Maulwerk Trägen mit seinem Witz und seiner Naseweisheit zu reizen, was für ihn einigemal recht üble und empfindliche Folgen hat. Außerordentlich interessante Charakter schilderungen sind der dritte und der vorletzte Bruder Aapo und Lauri. Aapo ist der berufene Märchen erzähler unter den Brüdern. Nicht etwa, weil er besonders phantasiebegabt wäre, sondern weil er das beste Gedächtnis hat und die größte Gewissenhaftigkeit und Umständlichkeit im Erzählen an den Tag legt. Er ist auch der offizielle Redner und Unterhändler in der Schar und der bedacht sam

wägende Logiker bei gemeinsamen Beratungen. Lauri endlich ist der eigentliche Dichter, Künstler und Träumer unter ihnen. Während für die anderen die freie und wilde Natur sich lediglich als ein Bezirk darstellt, in welchem der freie Mensch und Jäger sich austoben und ausleben kann, ist Lauri gleichsam durch mystische Bande mit dem tiefsten Grunde der Natur verschwistert und verwachsen, und sein Verhältnis zu ihr ist das einer wortlos-sehnsüchtigen Zusammengehörigkeit. In dieser Gestalt hat Kivi offenbar am meisten von seinem eigenen innersten Naturempfinden verkörpert. Die beiden übrigen Brüder, Tuomas und Timo, treten in ihrer schwerfälligen Grobschlächtigkeit in ein weniger helles Licht, sind aber ebenfalls durch zahlreiche Einzelzüge sehr fein und deutlich unterschieden.

Wenn man bedenkt, daß neben diesen sieben Hauptgestalten noch eine ganze Galerie von sehr präzise und lebendig gezeichneten, auch weiblichen Figuren auftritt, so erhält man eine Vorstellung von dem Reichtum an typischen Gestalten aus dem finnischen Volksleben, den Kivi in seinem Roman aufrollt.

6.

Die letzten Kapitel des Buches schildern, wie der reißende Strom des ungebundenen Jägerlebens der Brüder in einen tiefen und klaren See voller pflichttreuer Arbeit, Familienfriedens und beschaulichen Glückes mündet. Mancher hat darin eine Apotheose der Bürgerlichkeit, wenn nicht gar des Spießbürgertums, zu sehen vermeint. Sehr mit Unrecht. Wohl ist Kivis Werk in seiner Grundtendenz ein rauschendes Lob- und Preislied auf den Segen der Arbeit und der Tüchtigkeit. Aber die Quellen dieses Lobes strömen nicht aus philiströser Furcht vor den Dunkelheiten des Lebens, sie strömen aus einem angeborenen und unerschütterlichen Gefühl für den Wert des Schlichten, Echten und Gesunden im Menschenherzen und aus dem Glauben und der Gewißheit des schließlichen Sieges dieses Gesunden und Guten. Es ist z. B. bemerkenswert, daß in diesem umfangreichen Werk, das sich in einer Umwelt bewegt, wo nicht nur das Natürliche an sich, sondern auch Roheit, Umbildung und Synismus zur Tagesordnung gehört, alles was in dieser Beziehung ans geschlechtliche Leben streifen könnte, vollkommen ausgeschaltet ist. Kivis Phantasie ist in diesem Punkt von einer kristallklaren Keuschheit und Reinheit. Die paar eingestreuten Kraftausdrücke aus der Volkssprache kommen hierbei nicht in Betracht. Das macht: dieser Dichter ist erfüllt nicht nur von einer alles umfassenden und alles verstehenden Liebe zum Leben, zum Menschen, zur Natur, sondern auch von einer Idealität, an der nichts Unreines haften bleibt.

Und wenn Kivi sein von Leidenschaft, Kampf, Verfehlung und Reue durchtobtes Werk in einem wunderbaren Wohlklang von Frieden und Harmonie austönen läßt, so hat er damit ohne Zweifel, vielleicht unbewußt, etwas mehr gewollt als bloß das gute Ende einer spannenden Erzählung. „Die sieben Brüder“ sind nicht lediglich die Geschichte dieser sieben Einzelindividuen. Sie entrollen die ergreifende Entwicklungsgeschichte eines ganzen Volkes, den Kampf gegen die grausame Härte einer nordischen Natur, den Drang nach Freiheit, das Ringen um Wissen und Bildung, um Geltung und Betätigung im sozialen Bau, kurz, den weiten und dornenvollen Weg aus dem Dicksicht und der Unfreiheit des Urwaldes in die Helligkeit und die heitere Eintracht der Kultur. „Die sieben Brüder“ und ihr Lebenslauf werden so zum Symbol des finnischen Volkes, seines Lebenskampfes und seines Schicksals, und damit zugleich zu einem Stück Menschheitsgeschichte.

Das Institut für Finnlandkunde

Von Dr. Hans Grellmann,

Assistent am Institut für Finnlandkunde der Universität Greifswald

Das Auslandstudium erscheint uns heute als ein selbstverständliches Gebiet innerhalb der wissenschaftlichen Forschungsarbeit der deutschen Hochschulen, und nur wenig ist bekannt, wie jungen Datums diese Bestrebungen sind. Eine systematische Pflege dieser Auslandstudien begann erst eigentlich, als sich das Preußische Kultusministerium mit jener Januar-Denkschrift vom Jahre 1917 für diese Gedanken einsetzte und mit Nachdruck für ihre Verwirklichung eintrat. Der Ausgang des Krieges und die folgende Zeit der Inflation wirkten hemmend und lähmend auf die Ausführung dieser Ideen. Sie waren aber zu wichtig und zu sehr von der Zeit geboten, als daß sie sich ganz in den Hintergrund drängen ließen. In der Stille, zum Teil unter entzungsvoller Arbeit, sind die ersten Ansätze ausgebaut und verbreitert worden. Der Grundgedanke bei der Ausgestaltung des Auslandstudiums, die Dezentralisation, kam der Entwicklung zu Hilfe. Indem den einzelnen Hochschulen je nach geographischer Lage und historischer Beziehung die einzelnen Länder zugeteilt wurden, konnte die Arbeit durch größte Konzentration weitergeführt und vertieft werden.

Für die Universität Greifswald, die seit ihrer Gründung im Jahre 1456 geistig eng mit dem Norden verbunden war und 200 Jahre lang, bis zu Beginn des vorigen Jahrhunderts, dem schwedischen Reiche angehörte, kamen die nordischen Länder in Betracht. Im Jahre 1918 wurde das „Nordische Institut“ gegründet, das sämtliche skandinavischen Länder in sein Interessengebiet einbezog. Zwei Jahre später schien es wegen der kulturellen und politischen Sonderstellung Finnlands geboten, die Abteilung „Finnland“ aus dem Rahmen des Nordischen Instituts zu lösen. Dieses neugegründete „Institut für Finnlandkunde“ arbeitet weiterhin Hand in Hand mit dem Nordischen Institut, die Organisation und Weiterbildung geschieht jedoch unabhängig von diesem.

Die Aufgaben, die dem Institut für Finnlandkunde obliegen, bestehen in der wissenschaftlichen Erforschung der kulturellen und wirtschaftlichen Grundlagen Finnlands, in der Vermittlung dieser Ergebnisse an den akademischen Nachwuchs und an weitere Kreise und fernerhin in der Pflege der kultur- und wirtschaftspolitischen Bindungen zwischen Deutschland und Finnland.

Die Grundlage für diese Tätigkeit bildet die reichhaltige Bibliothek des Instituts. Mit ihrem Bestand von über 6000 Nummern dürfte sie die größte Büchersammlung über Finnland in Deutschland sein. Es finden sich in ihr alle wichtigen Einzelwerke über Finnland, ohne Rücksicht auf die Sprache, in der sie abgefaßt sind. Die wichtigsten wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Zeitschriften Finnlands gehen dem Institut regelmäßig zu. Außerdem werden vier führende Zeitungen gehalten (zwei in schwedischer und zwei in finnischer Sprache), die die kulturellen und politischen Vorgänge genau zu verfolgen erlauben. Die Bibliothek wird ergänzt durch eine umfangreiche Kartensammlung (Land- und Seekarten) und durch eine in Zukunft noch weiter auszubauende Materialsammlung (Industrie-Erzeugnisse, finnische und lappische Hausgeräte, Gesteinsammlung Bildermaterial usw.). In letzter Zeit ist auch die Literatur der Randstaaten, vornehmlich Estlands und Lettlands, in größerem Maße vertreten, soweit sie wichtige Hinweise auf die Kultur Finnlands bietet.

Während des Semesters finden regelmäßig Vorlesungen über Finnlands Kultur und Wirtschaft und Übungen in der finnischen Sprache statt, die von dem finnischen Lektor an der Universität abgehalten werden. Durch Heranziehung finnischer Gelehrter zu Vorträgen versucht außerdem das Institut die Kenntnis von Finnland in größerem Maße zu vertiefen. So sprach im letzten Semester Professor Väinö Auer, Dozent zu Helsingfors,

über die Bedeutung der finnischen Moore und Professor Tiffanen, der frühere Direktor der Gemäldegalerie zu Helsingfors, über die moderne Malerei und Plastik Finnlands.

Zur Vermittlung der neuesten Forschungsergebnisse veröffentlicht das Institut, soweit es seine finanziellen Mittel zulassen, kleinere Aufsätze („Berichte“) und größere Abhandlungen („Schriften“), von denen bisher sechs bzw. zwei Hefte vorliegen. Außerdem gibt das Institut, um weitere Kreise zu unterrichten, eine Pressekorrespondenz heraus, die aus dem Zeitungsmaterial zusammengestellt wird und etwa 200 deutschen Zeitungen zugeht. Als weitere Veröffentlichung wird es gemeinsam mit dem Nordischen Institut eine Zeitschrift („Nordische Rundschau“) herausgeben, deren erstes Heft in Kürze vorliegen wird.

Eine besondere Form des Auslandstudiums glaubt das Institut schließlich darin gefunden zu haben, daß es als erstes deutsches Auslandsinstitut regelmäßig Studienreisen organisiert. Das Institut arbeitet hierbei mit der „Deutschen Gesellschaft zum Studium Finnlands“ (Sitz Greifswald) zusammen, deren Mitglieder sich aus guten Kennern der Kultur und Wirtschaft Finnlands zusammensetzen und durch Mitarbeit und besonderes Interesse die wissenschaftliche Tätigkeit des Instituts zu unterstützen bestrebt sind. Diese, mit Hilfe der Gesellschaft organisierten Studienreisen finden seit 1923 regelmäßig statt, lassen 20 bis 25 Personen teilnehmen und sollen dazu dienen, ein anschauliches Bild von der Kultur und Wirtschaft zu vermitteln, die Grundlagen für weitere Forschungsarbeit zu geben und die gegenseitigen Beziehungen zwischen beiden Ländern durch persönliche Sühlnahme noch enger zu gestalten.

Die Tätigkeit des Instituts für Finnlandkunde steht noch in den ersten Anfängen. Aus den schweren Inflationsjahren heraus hat es sich mühsam entwickeln müssen. Einen Erfolg seiner Bestrebungen wird es erst dann einsetzen sehen, wenn allmählich die Verständnislosigkeit und Gleichgültigkeit, die man gegenüber dem Norden im deutschen Volke noch immer in allzu großem Maße antrifft, einem tieferen Verständnis für die hohen geistigen Werte und die außerordentlich interessanten Kultur- und Wirtschaftsprobleme des Nordens, im besonderen Finnlands, gewichen ist.

Im Herbst dieses Jahres erscheint in der Nikolaischen Buchhandlung, Berlin, eine von Dr. J o h a n n e s O e h q u i s t zusammengestellte Bibliographie über die Finnlandliteratur unter dem Titel „Deutsche Finnlandbibliographie.“ Verzeichnis der in deutscher Sprache erschienenen Literatur über Finnland und deutscher Uebersetzung finnischer Dichtungen.

Buchbesprechungen

Ausführliche Besprechung einzelner Werke behalten wir uns vor. Für unverlangt eingesandte Bücher wird keinerlei Anzeige- und Besprechungsverpflichtung übernommen. Die Schriftleitung

Wer den Menschen gute Bücher vermittelt, wer die Gabe hat, in den Herzen den Widerstand des Alltags gegen die lichten Geschenke der Unsterblichkeit zu überwinden und mit ehrlicher Empfehlung und eindringlichem Lob zu überzeugen, der dient seiner Zeit besser als alle die leeren Schreiber, die nur das Eine kennen: Der Welt den Geschmack an der Literatur verderben ...

G ardenberg

uns in dem zweibändigen Roman „Die Kraniche“, Leuchtfener-Verlag, Hamburg, ein Buch geschenkt, das in weiteren deutschen Kreisen Interesse und Bewunderung verdient. Eine kluge und feine Psychologie, glänzende Charakter- und Milieuschilderung, eine fesselnde und erschütternde Handlung, — das Schicksal des finnischen Kirchdorfes Kankaa mit dem plastisch gezeichneten Tuuna- und dem Mäkimatkahof mit dem

Die finnische Schriftstellerin M a i l a T a l v i o (Frau Maila Mikkola) hat

Hintergrund des Krieges und Befreiungskampfes — dies alles und nicht zuletzt die heiß und tief empfindende Dichterpersönlichkeit der Verfasserin, heben das Buch weit über den Durchschnitt des guten Unterhaltungsromans. Auch rücken „Die Kraniche“ durch ihre künstlerische Eigenart ganz aus dem Bereich jener Kriegsliteratur, deren man so überdrüssig ist. Neben den Deutschen, denen es beschieden war, gemeinsam mit den Jägern — für die Maila Talvio als Symbol die Kraniche wählt — Finnland den Frühling der Freiheit zu bringen, werden auch andere dies Buch als Brücke des Verstehens finnischen Erlebens und finnischer Eigenart begrüßen. Dr. Franz Thierfelder verdanken wir die sorgfältige, flüssige Uebersetzung.
Rita Oehquist

Aus der Dichtung Finnlands.
J. L. Runeberg: Hanna. Weichnachtsabend. Zachris Topelius: Die Herzogin von Finnland. Nordische Bücher, Band VII u. X. H. Haessel, Leipzig.

Durch diese beiden Bücher rundet sich die Anschauung, die wir von der Dichtung Finnlands im Laufe der Jahre durch Uebersetzungen bekommen haben, sehr erfreulich ab. (Die Dichter der finnischen Sprache sind uns erst in den letzten Jahren durch Uebersetzungen vom Verlage Heinrich Minden, Dresden, näher gebracht worden. Neben Juhani Aho, Linnan Koski, Kianto, besitzen wir vor allem in Aleksis Kivis „Sieben Brüder“ einer der wertvollsten Bauernromane überhaupt, der auch Kivis letzte große und weit aus bedeutendste Leistung ist. Kein Buch der starken Leidenschaften wie Ahos „Schweres Blut“, sondern ein breites, soziologisch tief aufschlußreiches Volksidyll. Wir lernen den finnischen Bauern in Schwäche und Kraft, in wildem Luftausbruch und zäher Tüchtigkeit wirklich kennen. — „Aus der Versdichtung Finnlands“, und zwar ihrem finnischen wie ihrem schwedischen Teil gibt uns Johannes Oehquist (S. Lehmann, Charlottenburg) einen sehr lebendigen Begriff.) Unser Wissen um die ältere schwedisch sprachliche Dichtung war außer von feinen Novellen von Ahrenberg vor

DEUTSCHER BOTE

Monatsschrift

403]

für

Literatur und Kunst.

Reichhaltig illustriert, mit zahlreichen Kunstbeilagen.

Abonnementspreis vierteljährlich Gm. 3.60 (3 Hefte)

oder in entsprechender

— fremder Währung —

Man verlange Probenummer

Aeltere Nummern zu dem Sonderpreis von 60 Pfg.

Verlag „Deutscher Bote“
Harder & de Voss, Hamburg 1.

„FREIE PRESSE“

Blatt der Deutschen
in Polen

[338]

Das nachweislich verbreitetste
deutsche Nachrichtenblatt
:: im ehemaligen Kongreßpolen ::

Die „FREIE PRESSE“ strebt die Wahrnehmung der Belange der zwei Millionen Deutschen in Polen an, nimmt Stellung zu den Angelegenheiten der Stammesbrüder dies- und jenseits der Grenze, berichtet über die Arbeit und Nöte des Deutschtums im polnischen Reiche und sucht dessen geistige Verbindung mit den deutschen Brüdern in der ganzen Welt aufrechtzuerhalten. Da die „FREIE PRESSE“ nicht nur in Kongreßpolen, sondern auch in Großpolen und Galizien weitverbreitet ist, ist sie ein Anzeigenorgan ersten Ranges und verschafft ihren Inserenten stets gute Erfolge.

Im gleichen Verlage erscheint
:: die Wochenschrift ::

„Der Volksfreund“

welche vorwiegend von der
Landbevölkerung gelesen wird.

— Probenummern auf Wunsch kostenlos —

„FREIE PRESSE“

Geschäftsstelle und Schriftleitung

LODZ, Petrikauer Straße 86

Otto Goetz Nachf.

Danzig

Kassubischer Markt 4-5

Fernspr. 3349 u. 5112

Gegründet 1888

Genußmittelfabriken

Essig

Mostrich

Mineralwasser

Fruchtsäfte

Essenzen

566]

Grätzer

engl. Porter

Kur- und Tafelwässer

Ed. Loewens

Danzig

Langfuhr

Zoppot

567]

Roeckl-Handschuhe

Weltmarke

allem durch mehrfache Nachdichtungen von J. L. Runebergs Balladenring „Fähnrichs Stahls Erzählungen“ begründet, von der die Uebersetzung Wolrad Eigenbrodts in der Universalbibliothek die beste ist. Runeberg, der in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts zugleich Schwedens bedeutendster Dichter war, — so eng war die kulturelle Bindung damals noch — ist Finnlands Klassiker und zugleich in seiner Gestaltungsweise einer der frühesten nordischen Realisten, seiner Geistesart nach ein tief ethischer Idealist. In den beiden Idyllen in Hexametern — denn Idyllen muß man sie trotz ernster Geschehnisse nennen — „Hanna“ und „Weihnachtsabend“ strahlt uns erquicklich die Einwirkung deutscher Dichtung zurück. Vielleicht ohne den Pfarrer von Grünau, sicherlich aber nicht ohne Hermann und Dorothea wären diese zwei edlen Dichtungen entstanden, die mit je drei Gesängen nur ein schmales Buch von 140 Seiten ergeben. Runeberg hat wie Goethe: „Seelenwärme — Mittelpunkt!“ Und hat Kraft und Mut zu einer ganz einfachen epischen Linienführung, die doch nicht langweilig wird, weil sie gefühlt und gefüllt ist. Ruhige Wärme atmet, etwas natürlich Adliges verklärt diese Welt verfeinerter Bürgerlichkeit, die wohl begrenzt, aber innerlich reich ist. Hinter aller Zartheit des Gefühls steht eine gute klare Männlichkeit. Johannes Vehnquists Uebersetzung ist sicher gut und treu. Der Fluß der Hexameter springt manchmal über einen Stein, der leicht wegzuräumen wäre.

Es ist die gleiche sittliche Atmosphäre, aber im Geistigen doch eine ganz andere Luft, die um Zachris Topelius reiches Werk weht. Wir fühlen den Gegensatz vom Klassiker zum Romantiker. Topelius, mehr als neunzigjähriges Leben füllte fast das ganze neunzehnte Jahrhundert. Heiter, phantasie-reich und schaffensfroh hat er mit glücklicher leichter Hand seine lebenswürdige Natur in Liedern, Erzählungen, Dramen, Opern und vor allen in Märchen ausgeströmt. Er ist heute noch der unentbehrliche Märchenonkel des Nordens, von dem außer früheren Uebersetzungen auch die nordischen Bücher in einem älteren Band „Neue finnische Märchen“ ent-

halten. Daß wir nun aus seinem ausgebreiteten Romanwerk „Die Herzogin von Finnland“ haben, ist gut, und ihre Wahl besonders geschickt, weil die Säden des Geschehens von Finnland sich zum Schluß nach dem Preußen Friedrich des Großen herüberspinnen. Aber der eigentliche Roman spielt in Finnland. Ein wohl gegliedertes, geschichtlich tüchtiges fundamentiertes, in reizvollen Szenen bewegtes Buch. Es gibt die Geschichte der Bürgermeister-tochter von Abo, Eva Merthen, die die Geliebte und die späte Gattin des Feldmarschalls von Keith wird, der als Heerführer Rußlands in den vierziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts Finnland eroberte und eine Weile bis zur Rückgabe an Schweden verwaltete. Aber das Buch gibt doch mehr. Es formt ein lebendiges Bild dieser Zeit des „kleinen Unfriedens“ in dem noch die tiefe Erschlaffung des seit zwei Jahrzehnte vergangenen „großen Unfriedens“ nachwirkt. Freilich am tiefsten fesselt doch die Gestalt dieses Kindes, dieses Mädchens, dieser Frau, die ihr Schicksal mit adligem Seelenmut trägt. Ueber die Gesetze bürgerlicher Moral hinweg, die Topelius sanft bekämpft, wenn er auch ihre allgemeine Gültigkeit nicht bestreitet, hebt sich dieser ganze Mensch und lebt sein schweres und doch segensreiches und glückliches Leben. Daß der spätere Teil auf preußischem Boden fast zur knappen Biographie einschrumpft, zum Teil unter Benutzung von Worten Varnhagens, ist eigentlich recht geschickt, denn das Entscheidende ist erlebt. — Trotz aller geschichtlichen Wahrheit ließt sich das Ganze — in der sehr lebendigen Uebertragung von Rita Vehquist — als eine „schöne Geschichte“. Es bleibt ein Märchenreiz erhalten.

Carl Meißner

Walter Fleg: „Die schwimmende Insel“. Kriegsmärchenspiel. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1926.

Wir kennen Walter Fleg bereits als Märchendichter; ich erinnere nur an das „Weihnachtsmärchen des 50. Regiments“ oder an „Die Wunschbüblein“. Sein letztes Werk, draußen im Schützengraben im Dezember 1916

Der „REVALER BOTE“ [480]

(Nachfolger der im Jahre 1860 begründeten „Revalischen Zeitung“) ist das deutsche

kulturell-politisch und wirtschaftlich führende Blatt in Estland. Vertritt die politischen u. wirtschaftlichen Interessen des Deutschthums in Estland. * Eingehende objektive Berichterstattung über das gesamte Wirtschaftsleben Estlands.

Vermittelt den WEG IN DEN OSTEN.

Regelm. Schiffslisten u. Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit allen Beilagen 3.70 Gmk., ohne Beilagen 3 Gmk. Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigenteil für Estland 5 EMk., für Deutschland 10 Goldpfennig, für das übrige Ausland 3 amer. Cents. Zahlstelle in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Anzeigenaufträge empfangen: die Geschäftsstelle des „Revaler Boten“ (Reval, Raderstraße 12, Postfach 51), im Auslande: alle größeren Annoncen-Expeditionen.

Baltische Blätter

vereinigt mit den

Baltischen Nachrichten

8. Jahrgang

geben ein getreues Bild der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung Sowjetrußlands und der Randstaaten mit besonderer Berücksichtigung der baltischen Republiken; sie bringen Aufsätze berufener Autoren kultureller und schöpferischer Bestrebungen, wichtige Nachrichten aus der

Heimat sowie aus den
481] Organisationen in
Deutschland.

Monatlich 2 Hefte.

Baltischer Verlag und Ostbuch-
handlung G.m.b.H., Berlin W 30
Mohrstraße 22.

Kurhaus Zoppot

Inhaber:
Paul Koss

HOTEL U. RESTAURANT
I. RANGES

Prachtvolle
Wein- und Bierterrassen mit
Blick auf das Meer

„Sanssouci“

Weinkuppel, Prachtbau im Kur-
house, in vornehmer, stilvoller
551] Ausstattung

WEINRESTAURANT
Anerkannt erstklassige Küche

Wie lange noch!

wollen Sie mit der Beseitigung
Ihrer Korpulenz warten? Kennen
Sie die Gefahren, die Ihnen durch
übermäßige Fettleibigkeit drohen?

Korpulenz macht alt!

Beginnen Sie sofort eine Entfettungskur
mit **Hegro**-Reduktionspillen, preis-
gekrönt mit Ehrendiplomen. In kurzer
Zeit erhebliche Gewichtsabnahme. Ärzt-
lich glänzend empfohlen. Kein starker
Leib mehr, sondern jugendlich schlanke,
elegante Figur. Garantiert unschädlich.
Keine Diät. Viele tausend Dankschreiben.

Sanitätsrat Dr. med. J. B. schreibt:
„Hegro“-Reduktionspillen sind wohlge-
eignet, natürlichen Fettansatz zu be-
seitigen. Das Präparat ist mehrfach
von mir mit Erfolg verordnet worden.

Preis: Karton mit Gebrauchs-
anweisung 4 M. Porto 30 Pf.

**Depot: Elefanten-Apotheke,
Berlin, Leipziger Strasse 74
Minerva-Apotheke, Berlin-
Charlottenburg, Bismarckstr. 81**
[615]

geschrieben, ist auch ein Märchen, ein
Märchenspiel.

Die alte Sage von der schwimmen-
den Insel im Hautsee bei Eisenach
liegt ihm zugrunde: Wenn die mit
Erlen bestandene Insel still in der
Bucht liegt, dann gibt es Krieg, treibt
sie aber auf dem See, dann soll Friede
im Land sein. Auf ihr ist ein tiefer
roter Tümpel, die Rote Lache, in der
das Blut der erschlagenen Männer
des Landes zusammenläuft. Trocknet
der Tümpel aus, so müssen die
Wurzeln der Erlen, die die Insel
am Seegrund festhalten, verdorren,
und die Insel wird wieder frei. Wer
es aber wagt, die Rote Lache auszu-
schöpfen, den vernichten die Kriegs-
teufel im Erlenwald. Nur in wenigen
Nächten haben die Kriegsteufel keine
Macht über die Menschen, die un-
schuldig sind.

Das Spiel beginnt am Anfang des
Weltkrieges, das Festschwimmen der
Insel trifft mit der Nachricht vom
Fürstenmord von Sarajewo zusammen.
Die Jugend zieht ins Feld. Zwei
Jahre später werden wir in der
Christnacht zu den Kriegsteufeln an
der Roten Lache geführt, die durch
das Blut der gefallenen Krieger so
angeschwollen ist, daß es unmöglich
scheint, sie mit den Händen in einer
Nacht auszuschöpfen. Trotzdem wollen
es die beiden Brüder Klaus versuchen,
werden aber von den Kriegsteufeln
daran gehindert, bis ihr gefallener
Bruder Otto als Gottes Soldat er-
scheint und die Kriegsteufel vernichtet.
Er erzählt seinen Brüdern, daß sie von
einem vergessenen Soldatengrab im
Osten ein Tännlein holen müßten,
dessen Wurzeln die Rote Lache leer-
trinken würde, da sie sie doch nicht
mehr ausschöpfen könnten. Auf dem
mondweißen Rößlein aus dem Stall
von Bethlehem reiten sie dann nach
dem Osten, um das Tännlein zu suchen
und zugleich ihren Vater zu sehen, der
dort im Schützengraben liegt. Dies
war ihr Weihnachtswunsch. Sie finden
das vergessene Grab, nehmen die
Tanne, besuchen ihren Vater und
reiten dann wieder nach Hause, wo
sie in der Roten Lache den Wunder-
baum einpflanzen. Am nächsten
Morgen liegen die Knaben rechts
und links vom Bäumchen und schlafen
im Schnee. Ihr Bruder geht wieder
von ihnen. Das Spiel schließt mit

einer Traumvision: aus dem Nebel steigt das Bild des Friedens auf.

In der Handlung an sich finden wir eine merkwürdige Verquickung von rauher Wirklichkeit und märchenhaftem Spiel, die nicht immer ganz glücklich ist. Vielleicht wird aber gerade dadurch an einzelnen Stellen die dramatische Wirkung erhöht, so im ersten Bild, als die am Ufer des Sees stehenden Menschen das Schwimmen der Insel beobachten und dann das Eintreffen der Prophezeiung, daß Kriegsausbruch und Feststehen der Insel zusammenreffen, oder die Feuerrede Ottos, die zweifellos einen Höhepunkt bedeutet. Der Wert des Spiels scheint mir in der ethischen Auffassung des Krieges und des Kriegers zu liegen, auf die die Bemerkung des Kriegsteufels, daß die Graumäntel nur Krieg führen um des Friedens willen oder das Erscheinen des im Felde gefallenen Otto als „Soldat Gottes“ hinweisen. Dies ist überhaupt die Bedeutung des Spieles für unsere Zeit und wird sie sein weit darüber hinaus. Uns fehlt gerade die Durchdringung des nationalen Gedankens mit ethischen Gesichtspunkten, die Fleg in sich trug. Walter Fleg selbst hat das Spiel nicht veröffentlicht, vielleicht weil er die Schwächen zu sehr erkannte, die z. B. im Schützengrabenbesuch liegen.

Die Herausgabe der Gesammelten Werke, in die das Spiel auch aufgenommen ist, hat das Erscheinen der Einzelausgabe etwas zurückgedrängt, deshalb scheint mir ein Hinweis besonders notwendig. Zum Schluß sei noch bemerkt, daß der Ertrag des Werkes in seinen sämtlichen Auflagen der stark bedrängten deutschen Schule in Arensburg (Estland) zufließt, eine der erfreulichsten Taten in unserer materiellen Zeit, die manchem Schriftsteller zur Nachahmung empfohlen sei.

Bernhard Mewes

Viktor Hugo deutsch. Der Verlag Erich Reiß, Berlin, veranstaltet eine von Johann Perl besorgte deutsche Ausgabe der Werke Viktors Hugos. Sie beginnt mit den Romanen, und es sind bisher, kurz hintereinander, erschienen „Der lachende Mann“ und „Die Arbeiter des Meeres“.



Reisegespräch des Königs Friedrich II. von Preußen im Jahre 1779

Mit einem Vorwort von
F. v. Goëtz und Schwanensief

65 Seiten, geh. RM. 2. —

eleg. Ganzlbd. RM. 3. —

Wir sehen den großen König vor uns als Greis, gebückt unter der Last der Jahre, die seinem Lande schwere Gefahren und dauernde Kämpfe gebracht hatten. Siegreich hat er eine Welt von Feinden überwunden. Jetzt im Alter bleibt ihm die Zeit, sein Land zu besuchen, dem die Segnungen des Friedens zuteil geworden sind. Er verläßt sich nicht auf schriftliche Eingaben und auf die Berichte seiner Beamten — er überzeugt sich selbst. Sein durchdringendes Auge sieht den Erfolg der Verbesserungen — sieht auch, was noch fehlt und was noch geschaffen werden kann. Kurz und bestimmt sind seine Anordnungen, seine Fragen treffen den Kernpunkt. Dazwischen köstlicher Humor. — Wohlwollen und Fürsorge, besonders für seine alten Krieger. Die schlaffe nervige Herrscherhand hält statt des Degens den Krückstock, auf den sich der gebeugte Körper stützen muß. Aber in leuchtender Klarheit beherrscht sein Geist die Aufgabe, die er sich gestellt hat. Mehr denn je leuchtet heute einem jeden, der von echter Vaterlandsliebe beseelt ist, Friedrich des Großen Bild.

Verlag Georg Stilke,
Berlin NW 7, Dorotheenstraße 65

„Bannerträger“

eine politische Zeitschrift

Herausgeber: Hans Ebeling, Münster i. W.
Schriftleiter: B. Thümmel, Münster i. W.,
Friedenstraße 19, I.

Letzte Hefte:

Englandheft: Die englische Tradition —
Fußball — Labour-Party — Die eng-
lischen Jugendbünde — England und
Deutschland — Briefe aus England.
Heft 4/6 1925: Die deutsche Marine-
politik — Preußen-Offizier und Führer
— Abd el Krim — Die französische
Armee — Polen — Schweiz.

Bezug durch das zuständige Postamt.

Bezugspreis 1.— Mk. das Vierteljahr.

Einzelhefte vom Versand

Karl Ducoffre, Wesel (Rhld.),
Fluthgraffstraße 8.

Die Stellungnahme zu diesem Verlagsunternehmen wird keine ganz ungeteilte sein, da sie verrät, daß in einer Zeit, wo kein Mensch Geld haben will Bücher zu kaufen, ein Verlag damit rechnen darf, Kapital und Mühe nicht verschwendet zu haben, wenn es sich um einen ausländischen, gar französischen Dichter handelt. Auf der anderen Seite und aus anderen Gründen wäre das Unternehmen aber wohl zu begrüßen. Der Inselverlag und andere Verleger haben in neuen, endlich einmal guten deutschen Uebersetzungen Gesamtausgaben der Werke Balzacs und Zolas herausgegeben, man darf sich also zur Ergänzung wohl auch eine gute Uebersetzung des hugoschen Dichtwerkes wünschen. Und hier wäre sie denn, wie diese beiden ersten Bände zeigen, in guten Händen.

Wir sind seit lange in Deutschland von Viktor Hugo abgekommen, sein mit kraß gestellten Gegenätzen arbeitendes Alfresco, seine Romantik, auch seine allzubreite, von Wiederholungen oft geradezu störende Schreibweise lagen unserer auf psychologische Eindringlichkeit und Wahrheit gerichteten sachlichen Zeit nicht mehr, andere schließlich aufs innigste mit unseren sozialen Erfordernissen und Lebensinteressen verknüpfte Gegenstände beschäftigten uns allzu ausschließlich. Doch in die neue expressionistische Periode paßt wohl auch Hugo wieder mal hinein. Gelesen wird er sicher werden. Nach wie vor packt schon das Stoffliche, die Spannung, die unvergleichliche, machtvolle Naturschilderung. Aber auch rein auf literarhistorische Entwicklung gerichtete Anteilnahme wird sich befriedigt, vielleicht sogar überrascht sehen. Denn wir sehen den Romandichter Hugo durchaus im Zusammenhange mit der Dichtung der Balzac, Flaubert, Zola. Mit den beiden ersten hat er das polyhistorische Wissen und seine erstaunliche Beschlagenheit gemeinsam, auch die kritische, auf allgemein menschliche Gebrechen oder Verbrehen und soziale Zustände gerichtete zersetzende Ironie (kennzeichnend, daß ein Strindberg die „Arbeiter des Meeres“ als das „Erhabenste“ „vergöttern“ konnte) mit allen dreien, während er mit Balzac eine tiefere religiöse, wenn auch freier gerichtete

Preußische Jahrbücher

Herausgeber Dr. Walther Schotte
Band 205, Heft 2 August 1926

Aus dem Inhalt:

Wilhelm Groener: Das kriegsgeschichtliche Werk des Reichsarchivs.

Theodor Däubler: Baalbeck.

Eduard Gorowik: Die innerpolitische Entwicklung des Königreiches der Serben, Kroaten und Slowenen.

Max Cornicelius†: Goethe, Schiller und Benedetto Croce.

Eduard Hahn: Leo Frobenius.

Maximilian Claar: Francesco Crispi.

Kurt Buse: Theodor Däubler.

Preis pro Heft 2.— Goldmark

Berlin NW 7

Georg Stille

Gestimmtheit teilt, einen sehr ausgesprochenen Pessimismus gemeinsam, der freilich oft, z. B. in den „Arbeitern des Meeres“, bis zum Unmöglichen unwahr und unbegreiflich wird. Jedenfalls macht es, abgesehen von der unter allen Umständen hervorragenden Persönlichkeit Hugos, Eindruck, zu sehen, ein wie geschlossener der Zusammenhang in der Entwicklung der französischen Romandichtung von den Romantikern bis zu Zola her ist.

Da man nach wie vor, im Bann einer bedeutenden Dichterpersönlichkeit, diese Romane, ungeachtet ihrer Länge, in einem Zug durchzulesen und mitzuleben sich gezwungen sieht, und da die Ausstattung eine ganz vorzügliche ist, wird das Unternehmen aller Voraussicht nach nicht gerade ein Fehlschlag sein.

Johannes Schlaf

Albert Otto Rust: „Kunst“. Aus der Sammlung „Das Tor“ des Verlages Kösel & Pustet, München.

Dies kleine, kaum 60 Seiten fassende Buch ist eine so außerordentliche Leistung, daß es an sich genügt, dem Verfasser einen Namen zu verschaffen, der sein zeitliches Dasein überlebt. Niemand, der diese Seiten liest und empfänglichen Gemütes ist, wird unerschüttert bleiben. Was hier in ganz verhaltenen, gebändigten, zuweilen betont nüchternen Worten erzählt wird, ist mehr als die Darstellung der inneren Wandlung eines Mächtigen dieser Erde, der an dem Erlebnis eines ergreifenden Kunstwerkes die Schalkheit und Hohlheit seiner bisherigen Daseinsführung — aus Selbstsucht und Machtgelüste wunderbar, dennoch fast alltäglich gemischt — ermüdet und aus den Schmerzen seiner gewaltsam umgeschmolzenen Seele sich zu geläuterten Erkenntnissen emporsteigert, sondern dieses Buch ist daneben und zugleich eine Formulierung des Ewigkeitswertes, der innersten Bedeutung jeder Kunst als „Emporreißens flügelahmer Seelen“, als Erlösung durch stellvertretenes Leiden, als schmerzvolle Mehrung von Gütern unter furchtbaren Geburtswehen“, eine Formulierung, die durch eben diese Erzählung eine gesteigerte Wucht und fesselnde Beweiskraft erhält. Ein

solches schmales Buch muß deshalb, durch die von ihm vermittelte Erkenntnis, für den Leser wichtiger sein, als hundert dickleibige Bände aus weniger berufener Feder.

Wolfgang Sederau

Johanna Beckmann: „Von Stehmännchen und Gründlingen“. Mit Schattenriffen. Ganzlbd. 4 M. Berglandverlag, Elberfeld.

Johanna Beckmann ist längst als eine unserer feinsten Schattenrißkünstlerinnen bekannt. So begegnet man jedem neuen Buch, das sie uns vorlegt, von vornherein mit einer gespannten Freude. Diesmal gibt sie zu den Schattenriffen Kindergedichte, d. h. Gedichte aus dem Gesichtskreis des kindlichen Naturerlebens, aber auch für die Kinder, die ihre herzliche Freude an ihren in Vers und Schattenriß vor ihrem leiblichen Auge erscheinenden Freunden aus der Tierwelt haben werden, ob sie Kuckuck, Grasmücke, Dackel, Uhu, Häslein, Reiher, Hummel, Frosch, Fink, Gans, Maikäfer, Hähnchen, Ente, Gründling oder Maus heißen. Was das Schönste an Gedicht und Schattenriß hier ist, finden wir kaum in den kurzweiligen Versen, sondern in der kindlichen Liebe zur Natur, die zum unmittelbarsten Ausdruck kommt und so im Kinde etwa noch schlummernde Liebe zur Natur wecken muß. So kann ich mir kein schöneres Geschenk für das Kind denken als dieses zudem überaus preiswerte Buch, das künstlerisch besonders in den mit leichter Schere genial geschnittenen Schattenriffen auf höchster Stufe steht und dennoch den Ton des Kindes gerade auch wieder in den Bildern aufs feinste zu treffen weiß. Deshalb gehört es in die deutsche Familie so gut wie in die Büchereien der ersten Schulklassen hinein. Man wird sehr bald auch finden, daß selbst der Erwachsene mit Sinn für diese Kunst aus ihm Werte mitnehmen kann. Auch das ein untrüglicher Beweis für die Höhe der vorliegenden Leistung.

Ernst Lemke

Goethe-Gedenklblätter Weimar. Herausgegeben vom Goethe-Nationalmuseum in Weimar. Dritte Auflage. Buchverlag zur Verbreitung klassischer Kunst, Berlin.

Aus dem Muß und Getriebe einer hastenden Gegenwart voll Sorgen und Klümmernissen wandert der geistige Blick gern nach jenen stillen Tälern einer klassischen Vergangenheit, daß ihr heroischer Schein seinen Abglanz über die Dunkelheiten unseres Alltags gieße. Dann tauchen jene Stätten auf, die vielleicht nur einmal besucht und für immer, Meilen entfernt, eine Heimat der Seele bedeuten, weil wir in sie unsere andächtigste Sehnsucht versenkten und ihnen anhängen nach jenem Zauber des Gewesenen, der mächtiger als alle Vernunft. Von ihm betreut, bleibt die Erinnerung eine starke Gefährtin und führt stets dorthin zurück, wo sie die ersten Eindrücke empfing. Und dem Rufe „Weimar!“ antwortet das Echo dieses Klanges in einer Fülle von Bildern, die Gestalten und Landschaft unauflöslich als gemeinsamer Begriff miteinander verbindet. — Dankbar begrüßt der Goetheverehrer das Erscheinen eines Buches, das wie das vorliegende, von jenen Tagen zeugt, da der große Olympier selbst noch die hier abgebildete Treppe hinaufstieg und im Junozimmer seine Besucher empfing. Wirklichkeitsstark stehen die Räume vor uns, in allen Einzelheiten deutlich erkennbar, von den majestätischen Vorderzimmern bis zur kargen Arbeitsklausur, durch deren geöffnete Fenster man wähnt die Düste des Gartens hereinstreichen zu fühlen. Auch der letztere selbst, zur Rosenzeit, tut sich im Bilde auf, wie das Gartenhäuschen drunten bei den Wiesen an der Alm, mit dem blattverwehten Platz am Gedenkstein „Hier gedachte still ein Liebender“ . . . jenen Worten an die „einzige Lotte“, deren Medaillonbild im Lockenschmuck die nebenstehende Seite ziert, während das langgestreckte Haus hinter den Orangenbäumen von längst hinabgesunkenen Sommertagen plaudert, da sie und die herzoglichen Damen in ihrem Schatten den Tee nahmen, die Spaziergänger nach dem Park vorbeizogen und der Brunnen sein leises Murmeln ins Gespräch mischte . . . Persönlichkeit und Umwelt, hier wirds Ereignis, dem Dichter eint sich der Dichtersfreund und sein bescheidenes Haus an der Esplanade, darin mit dem leztverhauchten Atemzug des Don Carlos-Sängers eine Welt in Stücke

zerbrach. Goethe und Schiller, der Herzog und all die Getreuen, Knebel, Wieland, Herder und die schöne „Covue“, erstehen aufs neue im Kranz unverwelklicher Blüten, deren Ranken auch Belvedere, die Ettersburg und Schloß Dornburg umschlingen.

Zwischen den künstlerischen Aufnahmen vermitteln Dr. Hans Wahls warmempfundene Geleitmorte die Stimmung des großen Zeitalters und steigern das äußerlich Sichtbare des Werkes zu seelischer Vertiefung, die uns dem ethischen Ziele des leitenden Gedankens „Goethe und seine Welt in uns und um uns“ dankbar verpflichtet.

Das Ganze in seiner erlesenen Ausstattung — das Album umfaßt 104 Seiten mit ebenso vielen Abbildungen in Kupferstichdruck — eröffnet ein Tuskulum der Gedanken, das wir nicht oft genug betreten können, um es stets neu gestärkt zu verlassen.

Marie Schempp

E. G. Kolbenheyer: „Die Bauhütte“. Elemente einer Metaphysik der Gegenwart. A. Langen, München 1925. 501 Seiten. Geheftet 7,50 M., Ganzleinenband 10 M.

Wenn Dichter unter die Philosophen gehen, hat man zunächst ein etwas unangenehmes Gefühl, weil die Befürchtung nicht ungerechtfertigt ist, daß sie ihre dichterische Phantasie mehr, als es eine wissenschaftliche Leistung vertragen kann, mitarbeiten lassen. Und gar erst, wenn sie in einem Zeitalter, das erwiesen zu haben glaubt, daß es eine wissenschaftliche Metaphysik nicht geben könne, mit Elementen zu einer Metaphysik uns unter die Augen treten. Von Kolbenheyer weiß man nun allerdings, daß er stark philosophisch begabt ist, schon aus seinen Romanen; aber Philosophie in Dichtungen ist doch etwas anderes als Philosophie als Wissenschaft, und so bleibt das Gefühl, mit dem man an seine Bauhütte herantritt, doch das oben gekennzeichnete. Dann beginnt man zu lesen und hat bald jede Befürchtung verloren; denn von Kapitel zu Kapitel spürt man deutlicher und deutlicher, welche geistige Kraft hier tätig ist und mit welcher strengen Logik hier ein Gedanke aus dem andern

abgeleitet ist, so daß nicht nur die Elemente zu einer Metaphysik der Gegenwart zusammengetragen worden sind, sondern eine überzeugende metaphysische Deutung der Gegenwart schlechthin gegeben wird. Kolbenhener muß sich natürlich mit den beiden Grundanschauungen unserer Zeit auseinandersetzen, der rationalistischen und idealistischen Deutung des Lebens, die er beide als unzulänglich erweist. Er gewinnt seinen festen Standpunkt, den er als naturalistischen Funktionalismus kennzeichnet, von der Biologie aus. Der Weg, den er bei seinen Erwägungen geht, ist nicht der formallogische, sondern der inhaltslogische, der aus der Ueberlegung sich ergibt, daß der Begriff nichts Absolutes darstellt, sondern seinen Inhalt durch das sich fortentwickelnde Leben immer neu erhält. Dieses Leben faßt Kolbenhener als eine fortgesetzte Anpassung auf, und aus dieser Erkenntnis prüft er die Gegenwart nach den Anpassungsaufgaben, die dem menschlichen Plasma heute gestellt sind. Dabei ergibt sich für ihn eine Doppelstellung des Individuums, das einmal persönliche, darüber hinaus aber als Glied einer höheren Gemeinschaft überpersönliche Funktion hat. In dieser überpersönlichen Funktion sieht er die metaphysische Wirklichkeit, und von ihr aus gewinnt er eine feste Stellung zu Begriffen wie Sinn des Lebens und des Todes, Ehe, Familie, Volk usw. Gerade in diesen Dingen liegt der unermessliche Wert dieses Buches, weil es jeglichem Pessimismus zu Leibe geht und dem Einzelnen einen weltanschaulich brauchbaren Sinn gibt. In 6 Abschnitten baut sich Kolbenheners Bauhütte auf. Nachdem im ersten die allgemeine Denkeinstellung gewonnen ist und im zweiten die notwendigen inhaltslogischen Klärungen vorgenommen worden sind, wendet sich der dritte der Hauptfrage, der Plasmogenese und ihrer Bedeutung für das Wesen des Bewußtseins zu, während sich die letzten mit der Funktion der Erregungssysteme, der Funktionsform und der Erbfunktion, endlich dem Individuum als Funktionsexponenten beschäftigen. Besonders die im Anfang gegebenen Scholien scheinen mir praktisch wertvoll zu sein, weil hier an drei Fragen des gegenwärtigen

Lebens, an der Frage des Nationalismus, an dem Verhältnis der völkischen Individuation und des Systems des Weltverkehrs und zuletzt an dem Parteirationalismus in seinem Zusammenhang mit der Schulreform, die Brauchbarkeit des gewonnenen Systems erwiesen wird. Der Weltkrieg erscheint von diesem System aus als ein Anpassungsturm der gegenwärtigen Menschheit, die auf völkischem Boden zu einer Einpassung der völkischen Individuationen in eine übervölkische Individuation gelangen will. Ueberaus fein sind auch die Ausführungen über die Triebkräfte der sozialistischen Schulreform, die in ihrem inhaltslogischen Widerspruch erwiesen werden. So muß man dieses Buch Kolbenheners als eine Tat preisen, die uns tief in den metaphysischen Sinn des Lebens einführt und geeignet ist, klärend im höchsten Grade zu wirken. Es verlohnt sich schon, sich in den schweren Stil und die schwierigen Gedankengänge des Buches einzulesen, der Gewinn ist zweifellos. Vielleicht hätte Kolbenhener sein Buch leichter verständlich schreiben können, wenn er davon abgesehen hätte, ein mit Fremdwörtern allzu gespicktes Deutsch zu schreiben. Der wissenschaftliche Wert seines Buches wäre nicht geringer, seine Verbreitung aber leichter geworden.

Ernst Lemke

Hans Ostwald: Kultur- und Sittengeschichte Berlins. 2. Auflage. 6.—15. Tausend. Berlin = Grunewald, Verlagsanstalt Hermann Klemm. M. G. 1926.

Im Laufe von ein paar wenigen Jahren erlebt diese Berliner Kultur- und Sittengeschichte Hans Ostwalds jetzt das 6.—15. Tausend ihrer zweiten Auflage. Die erste, 400 Seiten stark, erschien mit 343 Abbildungen, die ersten Tausend der zweiten durften sich auf 655 Seiten erweitern und außer 545 Abbildungen 12 farbige Bildbeilagen bringen, diese neuesten Tausende zählen 660 Seiten, 584 Abbildungen, 8 farbige Bildbeilagen und 12 Doppeltonbilder. In unseren Zeiten, wo nur wenig Bücher gekauft werden, wohl ein schöner Erfolg.

Die ungeheure Entwicklung, die es mit Deutschlands Reichshauptstadt vor den 80er Jahren, wo wir als Studenten dorthin gingen, bis hierher, nach dem

Weltkrieg die Wende, oder die Pause, die es mit ihr in dieser Gegenwart genommen, mußte wohl gerade jemand, der noch mit zu uns Alten und Aelteren gehört, verlocken, sich der Aufgabe eines Kulturüberblickes zu unterziehen und ihn dann wohl bis in die ersten Anfänge der Stadt hinein auszudehnen. Mit großer Gründlichkeit, einem erstaunlichen Fleiß, dem Bestreben allen Gesichtspunkten gerecht zu werden und in anziehender Vortragsweise, die ihre Beschlagenheit nicht zur Schau trägt, hat Hans Ostwald sie gelöst und ist, wie der Erfolg des Buches erweist, einem Bedürfnis entgegengekommen. Jede politische und parteiliche Stellungnahme blieb ausgeschlossen. Wie der Verfasser dann, seiner ausdrücklichen Erklärung nach, nichts anderes gewollt hat, als die Meinungen anderer mitzuteilen, die er aus historischen Dokumenten und dem unmittelbaren Leben entnommen, in reichlichem Ausmaß anführt.

Es ist ihm dabei besonders gut gelungen, eine eindringliche Anschauung zu geben, wie unter preussischer Bindung, im Laufe der Jahrhunderte aus den verschiedensten völkischen Bestandteilen, auch ausländischen, das sich herauskristallisiert hat, was wir unter „dem Berliner“ begreifen; und es ist, gerade bei der völligen, objektiven Ungeschminktheit der Darlegungen (Ostwald bewährt hier selber einen echt berlinischen Zug), ein sehr angenehmer Eindruck des Buches, daß dieser berlinische Durchschnitt ein gesunder und guter ist, was sich gerade auch in so unruhigen kritischen Uebergangstapen, wie die gegenwärtigen, mit einer gewissen hervortretenden Tüchtigkeit der Bevölkerung zu seinem Ausdruck bringt.

Nicht zum schlechtesten schneidet hierbei die Durchschnittsberlinerin aller Gesellschaftsschichten ab. Es war ein glücklicher Einfall Ostwalds, daß er sein Werk anfangs „Die Berlinerin“ betitelt hat, und daß er auch in der folgenden und neusten Ausgabe sie in den Mittelpunkt rückt. Das „chercher la femme“, der Einfluß des Weibes, andererseits die Stellung des Mannes zum Weibe ist ja der eigentliche Gradmesser für den Wert einer Kultur. „Wer eine Stadt darstellen will, braucht eigentlich nur eine von ihren Bewohnerinnen richtig zu zeichnen, und er wird ein Symbol geschaffen haben, das jeder verstehen wird“, sagt Ostwald.

Das Buch teilt sich ein in die Abschnitte „Die Damen“, „Die Dienstboten“, „Die Berliner Bürgerin“, „Berliner Kinder“, „Kleinbürger und Proletariat“, „Höfer und Hausierer“, „Die Halbwelt“, eine Einleitung eröffnet, ein Schlußwort schließt ab. Alles Berliner Groß- und Kleinleben all seiner Jahrhunderte, in reicher, bunter, stets anschaulichster Fülle in ihnen beschlossenen. Vom 15. Jahrhundert an bis zur Gegenwart erleben wir an einer Fülle von Dokumenten, illustriert durch ein reiches historisches Bildwerk, das Werden Berlins, von ersten kleinsten, dorfähnlichen Anfängen bis zur Millionen- und Weltstadt. Wir sehen das Berlin der Kurfürsten, das Zeitalter des ersten Königs, des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I., dann das des großen Friedrichs, das der Romantik und so fort, bis zu den 80er Jahren, dem Berlin des Weltkrieges und dem nachkrieglichen. Ein üppiger Reichtum von Rokoko- und Barockbeispielen in Architektur und Bildwerk, besonders Chodowieckischer Graphik, die allein schon ein unübertreffliches, in die Breite wie in die Tiefe gehendes Kulturbild gibt; dann die Zeichner und Maler des Biedermeier, der 50er und 60er Jahre, Menzel, der Naturalismus, die neueste Kunst. Zu dieser reichen, anschaulichsten, aus sich selbst belehrenden und einführenden Fülle von Bildwerk tritt, keineswegs bloß so begleitend, der menschlich ansprechende Text.

Jetzt, wo Deutschland, wo Preußen sich wieder auf seine Aufgaben zu besinnen beginnt, muß ein solches Buch von nicht geringem Wert sein. Es ist wie ein sich sammelnder Rück- und Ueberblick. Und wenn er ein ungeschminkter, so ist das um so besser. Man kann aber keinesfalls sagen, daß er die aufsteigende Krafterichtung des Berliner- und Preußentums nicht sähe und unbetont ließe. Das Buch gibt Zuversicht.

Johannes Schlaf

Arnold Ullig. **Barbaren.** Roman. U. Langen, München 1926. 358 Seiten. Geheftet 6 Rm, gebunden 8.50 Rm.

In Ullig ist uns Deutschen ein Erfinder und Erzähler von unbezweifelbarer Größe gegeben worden. Das beweist auch dieser neue Roman. Er behandelt zwar wieder kleine Fragen, die für uns unmittelbar von wesentlicher Bedeutung sind, die Handlung

spielt wieder außerhalb unserer Grenzen im hohen Norden unter Menschen, die uns an sich fern stehen, er huldigt auch wieder einer Weltanschauung, die ich für verderblich gerade in unseren Tagen halte; denn ihr Pessimismus kann uns in keiner Weise aufwärts führen, er kann uns viel eher tief niederdrücken und in eine Verzweiflung an unserer Kultur überhaupt hineintreiben, die jeden Lebenstrieb untergräbt, und das um so mehr, als die Gestaltung der Menschen und der Handlung mit höchster Meisterschaft gegeben ist, uns also unter allen Umständen in ihren Bann zwingt. Ein Deutscher, der an einer Nordpolfahrt teilgenommen hat, ist als einziger Ueberlebender zu diesem nordischen No-madenvolk gekommen und gerät in die Gewalt eines von seinen Volksgenossen bis dahin verachteten Mannes, dem er als von Gott gesandter Geist erscheint und der seine überlegene Kulturkraft benutzt, um sich die Herrschaft in diesem Volk anzueignen. In einer Handlung von plastischer Größe und von buntester Bewegtheit, von phantastischem Reichtum und von psychologischer Kraft läßt er uns die Naturinstinkte dieser Menschen mit einer Gewalt nacherleben, die einfach grandios gekonnt ist. Und doch, es bleibt ein starkes Gefühl des Unbehagens zurück, wenn wir nach der Lesung der suggestiven Kraft des Dichters entzogen haben, weil wir den Eindruck nicht loswerden können, als sollte hier der Vergleich zwischen Barbarei und Kultur unter allen Umständen zugunsten der Barbarei und des Urzustandes beantwortet werden und als sei die Kultur unter allen Umständen eine nur zerstörende Macht. Die von vornherein vorhandene Tendenz zerstört hier wieder einmal ein Kunstwerk, zumal sie, sieht man genauer zu, mit unzulänglichen Mitteln dargestellt wird; denn mit Ausnahme vielleicht des Forschers erscheinen alle Vertreter der europäischen Kultur als Abschraum wirklicher Kultur, die deshalb als vollwertige Vertreter gar nicht gewertet werden können. Der Dichter ist der Zeitsuggestion erlegen, die Kultur als verderbliche Macht faßt, weil sie nicht nur veredelnd wirkt, sondern auch das Laster als solches steigert. Man bedauert diese zeitliche Bindung des Dichters um so mehr, als man aus der Technik des Erzählers feststellen muß, daß in ihm eine ungewöhnliche Kraft lebt, die nur gewinnen würde, wenn

sie geistig sich von der Einseitigkeit ihrer Zeit zu befreien vermöchte. So sieht man innerlich keine Entwicklung sich in Mitz vollziehen, und die Gefahr, daß er sich lediglich zu einem Virtuosen allerdings ersten Ranges entwickelt, wird immer bedrohlicher.

Ernst Lemke

Das Buch „Mutter“. Wenn deutsche Dichter vor dem Bilde knien, das ihnen das heiligste ist, so quillt die Sprache in gebundener Form aus ihren Herzen oder sie verschließen den Strom unendlichen Gefühls in tiefster Brust. Einmal aber schenkt der Himmel jedem Känder höherer Werte die gnadenreiche Stunde, wo er das Wesen ehren darf, das ihm die reinste Liebe gab. Denn in der Mutter grüßt uns Gott, den viele ihr Leben lang über den Wolken suchen, — er geht sichtbar an unserer Seite, solange ihre treue Hand uns hält, denn in ihr sterblich Menschenherz senkte er seine unsterbliche Liebe So ist es Gottesdienst, wenn wir die Mutter ehren, und dann gibt der Vater aller Wesen freudig seinen Segen.

Tausendfältig wie die Lieder der Vögel im Frühling sind die Stimmen der Dichter, die der Mutter danken. Und es ist kein Zufall, daß Fritz Droop es war, der sie mit tiefer Liebe ordnete und zusammenfügte zu einer großen Symphonie, dem Buche „Mutter“. Der Dichter des „Freispruch“, jenes hohen Liedes der Mutterliebe in dramatischer Form, ist lange vor der Einführung des Muttertages in Deutschland immer wieder für die Ehrung der Mutter eingetreten aus der tiefen Ueberzeugung heraus, daß nicht das Weib, sondern die Mutter die Welt erhält. „Alles Auferstehen muß durch die Mutter kommen!“ Dieser Satz ist nicht allein geboren aus inniger Sohnesliebe, sondern aus dem Glauben an die heilige Sendung der deutschen Mutter, die sie nur mit der Wunderkraft des Herzens ganz erfüllen kann. Die Mütter sind die Hüterinnen neuen Lebens, sie sind die Bürgen einer neuen besseren Welt!

Aus diesem Glauben wurde das Mutterbuch. Es erschien im Jahre 1918 in erster Auflage und war bereits nach Jahresfrist vergriffen. Aber das Bedürfnis nach seiner feinen tiefen Kunst war damit nur geweckt und nicht gestillt, und so erscheint es jetzt nach sieben

Jahren in neuem Gewand und mit teilweise neuem Inhalt im Verlage Gengenbach & Hahn, Mannheim. Alles, was nur zeitliches Gut war, wurde aus dem Werk verbannt, besonders der Abschnitt „Die deutsche Mutter im Kriege“ wurde streng gesichtet und der Rest der Gedichte den beiden ersten Abteilungen eingefügt. Diese wurden erweitert durch etwa 60 neue Gedichte, die entweder erst entstanden sind oder dem Herausgeber zur Zeit der ersten Auflage nicht zugänglich waren. So bergen die beiden Teile des Buches „**Deutsche Männer und Frauen an ihre Mütter**“ und „**Wie die Mutterliebe noch verherrlicht ward**“ seelische Werte, die man nicht mit wenigen Worten erfassen kann, sondern in Stunden des Alleinseins mit sich selbst erfahren muß. Und sind sich auch alle Dichter, die hier vereinigt sind, bewußt, daß sie mit ihren Worten des Dankes nur Kleines gaben gegenüber den stillen Opfertaten der unzähligen Mütter, deren Namen kein Buch umfaßt, — und die großen toten Dichter wußten es so gut, wie es die bescheidenen Lebenden wissen — so werden ihre armen Worte doch reiche Frucht tragen und sich in Taten wandeln in den Menschenherzen, bis jener Tag erscheint, da Muttertränen nur noch Freudentränen sind.

Denn einmal soll keine Mutter mehr darben, weder an leiblicher Kost noch nach der viel wertvolleren Speise: der Liebe ihrer Kinder:

Hildegard Rüd t

Erinnerung an Georg Trakl. Brenner-Verlag, Innsbruck.

Die Schrift bedeutet schon deshalb eine verdienstvolle und von Liebe getragene Tat, weil man Äußerungen wichtiger Persönlichkeiten über den Dichter mit literarkritischen Untersuchungen vereinigt hat. Zugleich aber gewinnt man durch die Veröffentlichung des Briefwechsels einen seltsamen Einblick in die Psyche dieses früh dahingegangenen Lyrikers, dessen von einem melancholischen Pathos getragenen Verse die einzigartige Nachfolge Hölderlins und Novalis bedeuten. Man erkennt die erschütternde Einheit von Werk und Erscheinung und man muß sich zu einem Schöpfer bekennen, der in der Sphäre seines geistigen Wollens höchste Vollendung erreicht hat.

Brattskoven

Absturz. Victor Fleischer gibt hier eine Novelle von behender Entschlossenheit, hinreißender Spannung und männlichem Stil. In hübscher Ausstattung bei Rütten & Loening, Frankfurt a. Main erschienen.

Die Novelle erzählt den wilden und farbigen Lebenslauf eines Mannes von Begabung, Verwegenheit, Impulsivität und Hemmungslosigkeit von der Schulbank bis zum raschen und mysteriösen Ende. Alle Lebensformen sind ihm Stationen des Abenteuers; nicht subalternen Sinn nach Betrug und Erwerb drängt und leitet ihn, diese schwindelnde und abgründige Bahn entlangzusaufen, sondern bewußter und unbewußter Wille auf jede Weise die Fülle des Lebens zu befühlen, in sich aufzunehmen und zu bemeistern. Schüler, Kadett, Soldat, Dichter, Bildersälscher, Fremdenführer, Spekulant sind die Berufe, die, sobald ihre Möglichkeiten und Maße erschöpft sind, von einem anderen Beruf und von einer anderen Betätigung verdrängt werden. Eros treibt diesen Helden, Eros vernichtet ihn schließlich.

Fleischer erzählt hart, zuweilen verschachtelt, aber unentwegt im Tempo bleibend, ohne Stockung mit einer sachlichen Technik ohne Nebenstände und mit keinem Durchfluß von Lyrik und Psychologie. Gespannt hält sich seine Erzählungsweise bis ans Ende. Es rollt der Film eines Lebens ab. Der künstlerische Rapport eines menschlichen Daseins ohne Schwallst, ohne Auswüchse und ohne Tiefe. Ein Porträt aus nackten, brutalen und markigen Zügen, wie sie um die Zeit des Weltkrieges und der Revolution austauchten. Der Kern könnte im Neuen Wiener Journal unter dem Titel „Seltsamer Lebenslauf“ gestanden haben, woher viele junge Literaten und Schriftsteller die Motive ihrer Novellistik beziehen. Fleischer hat eine fähle Kraft, einen ordnenden Intellekt, eine klare Gliederung und eine fesselnde Diktion: ein Schicksal rollt ab auf seine sichtbarsten Grundzüge gebracht und verzischt mit erregender Schnelligkeit wie ein Feuerwerk.

Anton Schnack

Maria Krummacher: „**Unser Großvater der Aetti.**“ Fr. A. Krummacher, der Schwiegervater des Alten Mannes. Verlag Koehler & Amelang, Leipzig;

Dieses aus Krummachers, des vor einem Jahrhundert als volkstümlicher Dichter bekannten und geliebten Theologen, Briefen zusammengestellte Lebensbild war lange vergriffen und wird nun in neuer Gestalt, geziert mit zahlreichen seinen Inhalt gut ergänzenden Bildern, einer nach Verinnerlichung dürstenden Gegenwart viel zu geben haben. Der Schwiegervater des Alten Mannes (Wilhelm v. Kugelgens), war eine aufrechte, liebenswerte, schlichte Persönlichkeit, deren Lebensweg stillen, feinsinnigen Naturen ein Vorbild sein und Beglückung bedeuten wird. Wer das nun auf drei Bände angewachsene Erinnerungswerk Kugelgens — „Jugenderinnerungen“, „Zwischen Jugend und Reife“, und „Lebenserinnerungen“ (gleichfalls bei Koehler & Amelang in Leipzig erschienen) — mit Gewinn gelesen hat, wird auch von der Lebensgeschichte des „Netti“ bereichert sein und gern und oft zu diesem innerlich reichen Buche zurückkehren.

Hans G ä f g e n

Selige Sehnsucht. Ein Novellenring von Paul Steinmüller. Verlag Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Um des Olympiers Weisheit vom „Stirb und werde“ reigt sich ein Geschehen, durch dessen Deutung Steinmüller sich aufs neue als ein Dichter erweist, der Menschen und Dinge sub specie aeternitatis erscheint und gestaltet. Zwei Menschen, ihrer psychischen Artung nach füreinander bestimmt, können ihr Sein nicht auf die sanktionierende Formel bringen und gehen getrennt durch des Lebens heiße Wüste, weil die seelische Partnerin aus verbissener Treue gegen das gegebene Wort es unmöglich macht, beide jedoch, von seliger Sehnsucht getragen, wandern Sternen zu. Die Erkenntnis der beiden Ewigkeitswanderer dürfte allen schicksalzürenden Mitwanderern zur Lebensweisheit werden: daß Erfüllung nicht immer Glück bedeutet, demütige Entsagung wohl aber erhöht.

F r a n z M a h l f e

Heinrich Schöff-Zerweck: Lebensland. Urquellverlag Erich Röth, Mühlhausen (Thür.). 1925. 156 Seiten. Streifumschlag 2.40 Rm, Ganzleinenband 3.50 Rm.

Heinrich Schöff, der im Schwarzwald ein Einsiedlerleben führt, ist bei uns

viel zu wenig bekannt. Dieser Dichterphilosoph ist eben kein Vielschreiber, der Jahr für Jahr dafür sorgt, daß sein Name mit einem neuen Buch sich den Viellefern einprägt. Für sie schreibt er auch kaum, wohl aber für die Stillen im Lande, denen Bücher Lebensgefährten sein wollen, mit denen sie sich über ernste Lebensangelegenheiten ernst unterhalten können. Der Aesthet möchte an diesem neuen Buch manches zu tadeln wissen, es dürfte ihm nicht geschlossen genug sein, er dürfte es unter keine Rubrik zu bringen vermögen, aber er würde damit dem Verfasser nichts Neues sagen, der selbst schon durch andere Bücher gezeigt hat, daß er auch das zu geben vermöchte, wenn er es eben wollte. Hier will er uns einen Blick in die verschiedensten Kammern seiner reichen Seele tun lassen, deshalb greift er zum Gedicht, zur Prosaskizze, zur Reiseskizze usw., deshalb gibt er Stücke aus seiner Frühzeit und aus späteren Jahren und beweist damit besser, als er es auf andere Weise könnte, welche Schatzkammer eigenartiger Gedanken seine Seele ist, wie jedes Erlebnis, jede besondere Landschaft usw. Leben in ihm weckt, d. h. ihn zur Auseinandersetzung mit ihm zwingt.

E r n s t L e m k e

Rudolf Hans Bartsch: Histröchen. E. Staackmann, Leipzig 1926. 293 Seiten.

Diese Sammlung von zehn kleineren Erzählungen des Novellisten Bartsch ist vor Jahren in einer Vorzugsausgabe mit Radierungen von E. Amadeus Vier in einmaliger Ausgabe erschienen. Heuer bietet uns der Verlag eine Ausgabe ohne Bilder dar und muß dafür bedankt werden; denn diese Histröchen gehören um ihres meisterhaften Stils willen zu dem Besten, was uns dieser Dichter gegeben hat. Menschen der Geschichte erscheinen hier gleichsam in ihrem menschlichen Alltagsgewande, geschichtliche Ereignisse in ihrem menschlichen Gehalt. Liebesgeschichten sind sie natürlich alle, mit einer bezaubernden Leichtigkeit hinerzählt. Aber es liegt über ihnen der Schleier einer vergangenen Zeit, die der Dichter in ihrem Wesen erkannt hat und deren Grazie er meisterhaft zum Erlebnis werden läßt. Er gleicht dem Abendpfeifer der letzten Geschichte, den er sagen läßt: „Wer nicht an Frauen denkt, wie kann der Flöte blasen, oder Schalmei?“ und der immer in der

Liebe zu der einzelnen Frau die Frau suchte. So sucht Bartsch in jeder dieser Histsörchen das Oesterreich des 18. Jahrhunderts, und wenn er seiner Flöte eine neue Melodie entlockt, dann klingt in jeder das Herz dieses versunkenen Wesens halb schwermütig, halb lebenslustig mit. Bartsch gab uns einmal einen Band bitter-süßer Lebensgeschichten. Hier klingt dieser schwebende Ton aufs neue, und ich wüßte keinen lebenden Novellisten, der diesen Ton so meisterhaft könnte erklingen lassen wie er.

Ernst Lemke

Karte von Litauen, nach amtlichen Quellen bearbeitet von R. Friederichsen und Dr. K. A. Ozelis unter Mitarbeit von Dr. Hans Mortensen. 5. verbesserte Auflage. Maßstab 1:750 000. Hamburg, E. Friederichsen & Co.

Diese Auflage enthält gegenüber den früheren innerhalb des ursprünglichen litauischen Gebietes nur die landesüblichen Bezeichnungen, im Memelgebiet die deutschen und litauischen Bezeichnungen nebeneinander. Die neue litauische Kreiseinteilung, die in keiner der bisher erschienenen Karten von Litauen enthalten war, ist hier eingezeichnet worden. Die einzelnen Ortschaften sind nach Kirchdorf, Amtsdorf, Städten, Stadt und Kreishauptstadt markiert. Die im Betrieb und im Bau befindlichen Eisen- und Kleinbahnen, die Chaussees, Landstraßen und Kanäle erscheinen in vervollständigter Darstellung. Die Höhenverhältnisse wurden nach Kellers Memelstrom-Nilas eingezeichnet. Titel und Legende sind zweisprachig — deutsch und litauisch — gehalten.

Inserieren Sie
in den
„Ostdeutschen
Monatsheften“

Die Zoppoter Waldoper

von Carl Lange, Oliva.

Auf Kunstdruckpapier, 55 Seiten,
13 ganzseitige Szenenbilder,
Mark 1.50.

Die Zoppoter Waldoper, welche sich aus bescheidenen Anfängen zu künstlerischer Höhe entwickelt hat, ist ein Beweis, daß die Natur durch nichts ersetzt werden kann. Unvergleichliche Bilder und Stimmungen schaffend, sind die Aufführungen in den vergangenen Jahren nicht nur den tausenden Zuschauern, sondern auch den beteiligten Künstlern und Dirigenten bis hinab zum einfachsten Bühnenarbeiter zum tiefen Erlebnis geworden. So entstand der Gedanke, diese Stimmen und Urteile zu sammeln, um zu zeigen, wie hier ein jeder am Quell der Natur neue Kraft für sich und sein künstlerisches Wirken geschöpft hat. Liebe und Verständnis für die Waldoper zu erwecken und zu festigen, Richtlinien für die weitere Entwicklung zu weisen und den Freunden die lieb-gewordene Erinnerung zu beleben, ist der Zweck dieses Buches.

Die „Deutsche Allg. Zeitung“ sagt: „... Es gibt wohl selten eine so vorzüglich abgestimmte Waldbühne, wie die bei Zoppot, auf der infolge der ganz vorzüglichen Akkustik dem Publikum auch die größten Feinheiten der Musik und des Gesanges voll zuteil werden...“

Verlag Georg Stilke, Berlin NW 7



KAFFEE HAG COFFEINFREIER
BOHNENKAFFEE



BODENSTEIN & MIEHLKE

TELEFON 1646 u. 2191 **DANZIG** BUNDEGASSE 48-49

GRAPHISCHE KUNSTANSTALT BUCH-UND STEINDRUCKEREI

AKTIEN-WERTPAPIERE-NOTGELD
ETIKETTEN U. PACKUNGEN IN MASSENAUFLAGEN
PLAKATE, DRUCKSACHEN ALLER ART

Der Herausgeber der „Ostdeutschen Monatshefte“

ist in Angelegenheit der Zeitschrift jeden Donnerstag zwischen 11 und 1 Uhr vormittags im Büro der neu eröffneten Buchhandlung Georg Stilke, Danzig, Langgasse 27, zu sprechen (Telefon 5169). Die Ostdeutschen Monatshefte sind von nun ab sowohl hier wie im Zweiggeschäft Buchhandlung Stilke, Langfuhr, Hauptstrasse 8 (Telefon 4182) zu haben und zu abonnieren. Die Anzeigenverwaltung untersteht wie bisher Herrn Oberst Weinlig

Die Anzeigen für den Freistaat Danzig werden von der Anzeigenabteilung der Ostdeutschen Monatshefte, Oliva bei Danzig, Schefflerstraße 2, Tel. Oliva 148, erledigt. Zahlungen aus dem Freistaat bitte dorthin zu richten.

Anzeigen für Elbst durch Georg Krause, Springgasse 4, für Brandenburg durch Hans Wüttner, Charlottenburg, Havelstr. 7, für Norddeutschland durch Arthur Wittmann, Hamburg, Esplanade 45, für das übrige Deutschland durch Georg Stilke, Berlin NW 7, Dorotheenstraße 65. Bankkonto: Delbrück, Schidler & Co., Berlin W. Postcheckkonto: Berlin 28 489.

$\frac{1}{2}$ Seite RM. 75.—, DG. 93.—

$\frac{1}{8}$ Seite RM. 45.—, DG. 57.—

$\frac{1}{4}$ Seite RM. 25.—, DG. 31.—

$\frac{1}{8}$ Seite RM. 15.—, DG. 19.—

Vorzugsplätze wie Umschlagseiten, Anzeigen vor dem Text, erste und letzte Seite nach dem Text

$\frac{1}{2}$ Seite RM. 90.—, DG. 114.—

$\frac{1}{2}$ Seite RM. 50.—, DG. 62.—

$\frac{1}{4}$ Seite RM. 30.—, DG. 38.—

Bei 3 × Aufnahme 10 %, bei 6 × 20 %, bei 12 × 30 % Rabatt.

**„Sport und Gesundheit“ * „Ich
helfe Dir“ * „Für die Familie“ * „Zu-
friedenheit“ * „Nach der Arbeit“**

**Mode-, Roman- u. Sportzeitschriften der
guten Familie mit KOSTENLOSEM VER-
SICHERUNGSSCHUTZ der Angehörigen**

Prels des Wochenheftes einschließlich Versicherung 70 Danzig. Guldenpfennige

[329]

**Gen.-Vertrieb für Freistaat Danzig, Pom-
mern, Kreis Marienburg, Marienwerder
u. die Grenzmark Posen - Westpreußen**

**EDUARD WESTPHAL
DANZIG, ELISABETHWALL 9**

Größtes

Zeitungsausschnittbüro der Welt

Adolf Schustermann, Berlin SO16, Rungestraße 22-24

Gegründet 1891

**liefert Ausschnitte aus dem textlichen u. Inseraten-
teil von 1000 Zeitungen u. Zeitschriften über jedes
Interessengebiet. Sonderabteilungen für Politik,
Kunst, Wissenschaft, Handel, Industrie, Baubranche.**

Erste Referenzen — Sachgemäße Bedienung

Verlangen Sie unverbindliches Angebot

[626]